

**TERRA**

SCIENCE FICTION ROMAN  
aus der Perry Rhodan-Redaktion

Gordon R. Dickson

# Weltraum- schwimmer

Sie leben  
im Meer –  
und kennen den Weg zu den Sternen



PABEL

DEUTSCHER ERSTDRUCK



## Menschen der Meere

Vor drei Generationen haben sie sich, um der Hektik und dem Chaos auf den überfüllten Kontinenten der Erde zu entgehen, in die Tiefen der Meere zurückgezogen. Die Bewohner des Landes hassen und fürchten das Volk der See und versuchen es auszulöschen. Sie wissen nicht, daß die Wassermenschen den Schlüssel zur Eroberung des Weltraums besitzen und ihnen den Weg zu den Sternen weisen können.

**DM 3,80**

Österreich S 28,-

Schweiz sfr 3,80

Italien Lire 2000

Luxemburg frs 66,-

Niederlande hfl 4,-

 **TASCHENBUCH**

**Gordon R. Dickson**

# **Weltraum- schwimmer**

**ERICH PABEL VERLAG KG·RASTATT/BADEN**

Titel des Originals:  
THE SPACE SWIMMERS

Aus dem Amerikanischen von Lore Straßl

TERRA-Taschenbuch Nr. 307

TERRA-Taschenbuch erscheint vierwöchentlich  
im Erich Pabel Verlag KG, Pabelhaus, 7550 Rastatt

Copyright © 1976 by Gordon R. Dickson

Deutscher Erstdruck

Redaktion G. M. Schelwokat

Vertrieb: Erich Pabel Verlag KG

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Verkaufspreis inkl. gesetzl. MwSt.

Unsere Romanserien dürfen in Leihbüchereien nicht verliehen  
und nicht zum gewerbsmäßigen Umtausch verwendet werden;  
der Wiederverkauf ist verboten.

Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich:

Pressegroßvertrieb Salzburg, Franz-Josef-Straße 21,

A-5020 Salzburg

Abonnements- und Einzelbestellungen an  
PABEL VERLAG KG, Postfach 1780, 7550 RASTATT,

Telefon (0 72 22) 13-2 41

Printed in Germany

November 1978

Scan by Brrazo 03/2007

## 1.

Der Verfolger war ein riesiger Seeleopard, ein Bulle, der seine zwölf Zentner wild vor Wut gegen die Barriere warf, die er nicht sah und deren Beschaffenheit er nicht verstehen konnte. Er tobte in dem graugrünen Wasser unter dem Packeis herum, um an die Beute heranzukommen, die vor ihm geflohen war. Er befand sich nun in einem Teil des Wassers, wo die ungewöhnliche Warnung ihn schon mehrmals zum Umkehren gedrängt hatte. Doch das hatte er diesmal in der Hitze der Jagd vergessen. Seine flüchtende Beute war weder Ross- noch Weddellrobbe, kein Krabbenfresser, überhaupt kein ähnliches Tier – und auch kein Fisch, den er kannte. Sie war nur wenig kürzer als er, pelzlos und glatt und so grau wie der Sturmhimmel – und schneller als er.

Es war ein Risso-Delphin, aber das wußte der Seeleopard nicht. Er wußte nur, daß dieses seltsame Tier nicht hierher in die Gewässer der Antarktis gehörte. Die einzigen anderen Wesen von seiner Größe, oder sogar noch größer, waren die Orcas, die Mörderwale der Antarktis, die Robben töteten, auch Seeleoparden, wie er einer war, so wie er kleineren Artgenossen und anderen Meerestieren auflauerte. Deshalb wußte er nicht, was dieses flinke Tier war, das so erfolgreich vor ihm floh. Vielleicht haßte er es gerade deshalb so und jagte es, um es zu töten.

Fünf Jahre war es nun schon her, seit etwas Fremdes sich hier in der weißen Wildnis des Ross-Schelfs – in seinem Jagdrevier! – eingenistet und ihn davon ausgeschlossen hatte. Das schmerzte ihn zutiefst. Dieses flüchtende Tier zu zerreißen, sein salziges Blut zu spüren, würde seinen Schmerz ein wenig lindern. Und darum

mußte er es unbedingt haben, und deshalb dachte er nicht an die Warnung, hier zu jagen.

Der Risso-Delphin hatte keine Angst vor seinem Verfolger. Er wußte, daß er schneller war – und klüger, und stärker ebenfalls, wenn es zum Kampf kommen würde. Deshalb floh er dann? Er war sich nicht sicher. Ein Instinkt, etwas wie Pflichtbewußtsein, von dem der Seeleopard nichts wissen konnte, trieb ihn zu einem bestimmten Ort.

Seit das Jahr sich geneigt hatte – das sechste von der Bombardierung der Burgheime gerechnet –, war der Sommer in der nördlichen Hemisphäre geschwunden, während der Frühling im Süden wuchs und jeder Tag ein bißchen länger hell war als der vorherige. Die antarktische Winternacht zog sich langsam über dem Packeis des Ross-Schelfs zurück, unter dem Johnny Joya nun schon seit sechsfünfzig Tagen in einem dämmerigen, mit Fellteppichen ausgelegten Raum in einem ausgehöhlten Felsen saß. Sechsfünfzig Tage lang kämpfte sein Geist bereits mit dem nun fertiggestellten Analog einer Welt, die sein Problem enthielt – das gleichzeitig auch das der Welt war.

Es war ein verzweifelter, lautloser Kampf, wie der zweier Ringer, wenn keiner der Gegner einen Vorteil für sich gewinnen kann, obwohl er alles, was an Kraft in ihm steckt, einsetzt. Und so saß Johnny Joya auch an diesem sechsfünfzigsten Tag des unentschiedenen Kampfes völlig still und unbewegt. Nur das schwache Heben und Senken seiner Brust verriet, daß er überhaupt noch lebte.

Seine kräftigen Schwimmerbeine steckten bis zur Taille in der unteren Hälfte der schwarzen „Kaltwasserhaut“, wie das Meervolk den Anzug für die Tiefsee nannte. Um die Mitte, in der Düsternis kaum sichtbar, trug er ein

rechteckiges Kästchen mit Metallschlaufen. Oberhalb der Taille war er unbekleidet, aber trotz der kaum 10° C seines Eisbergheims wies er keine Gänsehaut auf, noch fror er. Im schwachen Licht des kurzen Südpoltags, das durch die Eiskuppel hoch oben drang, wirkte seine Haut wie mondbeschienener Marmor.

Selbst in dieser Düsternis war seine Kraft unverkennbar. Die mächtigen Brust- und Armmuskeln schienen sogar für einen der dritten Generation von Seegeborenen weit über dem Durchschnitt entwickelt zu sein. Seine Schultern waren ungewöhnlich breit, und die Magengegend war ein einziger konkaver Muskelwall.

Die schweren Unterarme und die langfingrigen Hände ruhten entspannt auf den schwarzbekleideten Knien. Das Gesicht war dem dunklen Braungrau des Seehundfells unter den Füßen zugewandt. Die fast geraden Brauen waren dunkel wie das tiefbraune Haar. Die Nase war ebenfalls gerade, genau wie der Mund, das Kinn eckig. Die Augen wirkten dunkel in der ungeheuren Anspannung, und sie bewegten sich nicht.

Der Geist hinter diesen Augen befand sich anderswo – im Analog. Sechs Jahre waren seit der Bombardierung der Burgheime, der Unterwasserstädte des Seevolks, vergangen. In einem von ihnen hatte seine Frau den Tod gefunden. Und fünf Jahre war es her, seit er seinen damals fünfjährigen Sohn hierher in dieses Bergheim gebracht hatte. Vor vier Jahren und neun Tagen hatte er begonnen, sein Problem in Begriffe des massiven, geistigen Gegenstücks des energiegefüllten Universums zu übersetzen, mit dem er jetzt rang. Sechsendfünfzig Tage war der Analog nun fertiggestellt.

Und seit sechsendfünfzig Tagen trotzte er ihm, weigerte er sich, die übersetzte Darstellung der Welt außer-

halb des Eisbergs herauszurücken, die ihn der Lösung seines Problems näherbringen könnte. Sechsfünfzig Tage lang war er völlig festgefahren. Er kam sich vor wie jemand, der durch eine steinerne Wand will.

Aber der Gedanke, in seinen Bemühungen nachzulassen, kam ihm selbst an diesem sechsfünfzigsten Tag nicht in den Sinn. Er war der instinktive Führer der seegeborenen dritten Generation, und seine Führerschaft hätte sie zu Besserem führen sollen.

Doch das war nicht der Fall gewesen. Vor sechs Jahren hatte sie es im Gegenteil soweit gebracht, daß die Burgheime bombardiert und das Volk als gesetzlos erklärt wurde – und von da ab konnte jeder Lander sie in der See wie wilde Tiere jagen.

Demnach hatte sich in seiner Führung ein Fehler befunden – und diesen Fehler gab es noch. Aber auch allein mit seinem Sohn, isoliert im Packeis, blieb er doch der instinktive Führer seines Volkes. Daran war nichts zu ändern – also mußte der Fehler gefunden und korrigiert werden.

Seine Entschlossenheit, ihn zu finden, war weder die Folge von Überlegungen, noch war sie typisch für die Seemenschen. Selbst als Landgeborener wäre sie vermutlich Teil seines Wesens. Den Fehler jedoch durch die gewaltige geistige Konstruktion zu suchen, die der Analog aller funktionsfähigen Kräfte in der See und auf dem Land war – diese vierdimensionale, mit Energien gefüllte Dunkelheit, durch die sein Geist die Antwort suchte – konnte nur einer reifen Persönlichkeit in den Sinn kommen, die über alle die ungewöhnlichen Instinkte und Wahrnehmungsfähigkeiten der Drittgeneration der Seegeborenen verfügte. Und nur mit diesen Fähigkeiten konnte Johnny nun nach Fertigstellung des Analogs



überhaupt erkennen, was darin zu sehen war – die Multiplizität der geistigen Bilder von Geschehnissen, die sich jetzt jenseits der Bergheimwände auf dem Land und in der See ereigneten.

Seine Wahrnehmung dieser Dinge hatte nichts mit Hellseherei noch mit ESP im üblichen Sinn zu tun. Denn er sah nicht, um zu erfahren, sondern er *wußte* durch seine Drittgeneration-Berechnungen der Kräfte im Analog, was an jedem Punkt im gegenwärtigen Raum und der Zeit sein mußte. Er *sah* zur Vereinfachung.

Aber trotz seiner ungewöhnlichen Fähigkeit der Wahrnehmung durch den Analog störte ihn in seiner Suche die ungeheure Zahl der erkennbaren Bilder. Es gab eine Beschränkung – selbst für einen der dritten Generation – in der Anzahl der Bilder, die er zum selben Zeitpunkt nach ihrer möglichen Beziehung zu dem Fehler untersuchen konnte.

Es waren zu viele, die er gleichzeitig betrachten mußte, selbst beschränkt auf die Kategorie, die mit ihm persönlich zusammenhing. Wie beispielsweise die Verfolgung auf Leben und Tod, die keine zwei Seemeilen entfernt unter dem Eis der Antarktis stattfand.

Doch *dieses* Bild hatte eine Beziehung zu dem Gesuchten.

Der Risso-Delphin floh, mit dem Seeleoparden dicht hinter ihm, zu einer Unterwasserbucht in einem Eisberg. Das Licht in dieser von Eis umgebenen Bucht war düster. Der Seeleopard schlüpfte hinter dem Delphin hinein – und hielt an.

Sein Opfer hatte sich plötzlich umgedreht und blickte ihn an. Es war nun nicht mehr allein. Neben ihm befand sich ein merkwürdiges schwarzes, aufrechtstehendes We-

sen mit vier Gliedmaßen. Etwas Rundes, Durchsichtiges glitzerte wie Eis an der Vorderseite seines Kopfes. Breite schwarze, flossenähnliche Auswüchse befanden sich an seinen unteren Gliedern, und in seinen oberen Gliedmaßen hatte es etwas Langes, das nicht Teil seines Körpers war. Es sah ihn ebenfalls an. Zur gleichen Zeit, das spürte der Seeleopard mehr, als er es sah, bewegte sich unter ihnen, in der Tiefe der Eisbucht, ein etwa zwölf Meter langer Mörderwal.

„Schwimm weg, Leopard!“

Die Stimme des Jungen drang verzerrt aus der membranbedeckten Öffnung unten in dem runden, glitzernen Ding am Vorderkopf. Aber das spielte keine Rolle, denn die Worte hatten für den Seeleoparden ohnehin keine Bedeutung. Doch die Aussage, der Befehl, wurde ihm sofort klar – nur gefiel er ihm nicht. Er wollte sich nicht kommandieren lassen.

„Das hier ist *meine* See!“ erklärte die Jungenstimme. „Leoparden und wilden Mördern ist kein Zutritt erlaubt!“

Der Seeleopard war unentschlossen Seine brennende Wut kämpfte mit der Angst, die diese Stimme und der noch unsichtbare Mörderwal erweckt hatten.

„Du hast die Warnungen in diesem Gewässer gespürt“, klang die Stimme dünn durch das Wasser. „Kehr um, Leopard – und verschwinde!“

Das Tier erinnerte sich an die Öffnung im Eis hinter ihm. Es sah nun auch den Mörderwal, der jetzt hochkam. Es sah den Delphin vor sich und die schwarze Kreatur, die ein zehnjähriger Junge in hautengem Kaltwasseranzug mit Wasserlunge war. Da überschwemmte die Wut in ihm jegliche Vernunft.

Es stürzte sich auf seinen schwarzen Feind, der ihm dieses Gewässer hier verbieten wollte. Doch da blitzte

ein Licht aus dem Ding in den oberen Gliedmaßen des Schwarzen auf. Das war das letzte, was der Seeleopard sah, ehe er starb und das Licht in seinem Schädel zu explodieren schien.

Tomi Joya wich ein wenig zur Seite, als der dreieinhalb Meter lange Koloß des Seeleoparden an ihm vorbeitrieb.

„Nein, Konquistador!“ rief der Junge, als der Mörderwal sich aus dem Wasser hob und die Riemen seines Zaumzeugs hinter sich her zog. „Ich will erst seinen Pelz, dann kannst du ihn haben. Komm her zu mir.“

Der Mörderwal schwamm nahe heran.

„Er war mutig, Konquistador“, sagte Tomi, während er nach dem Zügel griff. „Aber er kam zu weit hier herein, ehe wir ihn zurückwiesen. Leoparden haben hier nichts verloren, genausowenig wie wilde Mörder! Verstehst du mich, Konquistador? Und du, Baldur?“

Seine Stimme klang nun von einer Befehlsgewalt, die erstaunlich für einen Jungen seines Alters war. Mörderwal und Delphin trieben links und rechts von ihm ohne sichtbare Schwimmbewegungen davon.

„Nein!“ Der Junge griff nach dem Zügel des Wals und berührte mit der anderen Hand den Delphin. „Bleibt hier. Ich weiß, die wilden Mörder kommen jetzt nicht mehr hierher und die Leoparden nur, wenn sie in ihrer Aufregung vergessen, was gut für sie ist. Aber mein Vater ist manchmal so in Gedanken versunken, wenn er umherschwimmt. Seinetwegen müssen wir aufpassen, das wißt ihr doch.“ Er streichelte die beiden Zetazeen. Ich muß dafür sorgen, daß sie glücklich sind und alles im Gleichgewicht bleibt, dachte er – und seine Hände hielten im Streicheln inne. *Gleichgewicht* – das war ein neuer Gedanke ...

Wieder klang seine Stimme befehlend: „Heim jetzt, Konquistador! Baldur!“

Der waggongroße Wal drehte sich und verließ die Eisbucht mit dem toten Seeleoparden und Tomi im Schlepptau. Der Delphin folgte. Durch eine Öffnung im Packeis stießen sie zur Oberfläche empor, um Luft zu holen, ehe sie wieder in die Tiefe tauchten. Das wiederholten sie, bis sie zu einem großen, freitreibenden Eisberg, etwa drei Kilometer entfernt, kamen.

Hier tauchten sie unter den Berg zur Öffnung eines dunklen Tunnels, der senkrecht hochführte und zu schmal für den Wal war. Tomi löste den toten Seeleoparden vom Zugriemen des Killers und schob ihn mit dem Delphin in die Öffnung und dem schwachen Licht oben entgegen. Dreizehn Meter höher kamen sie in einem gespenstisch blau beleuchteten Raum mitten im Eisberg heraus, und ihre Köpfe tauchten aus dem Wasser. Sie hatten im Innern des Eisbergs die Meeresoberfläche erreicht. Mit Hilfe des Delphins zog Tomi den toten Seeleoparden auf den Eisboden der großen Kammer.

All das war alltäglich, völlig selbstverständlich für den Jungen und den Delphin, auch für den Mörderwal außerhalb des Eisbergs und den in seine Gedanken versunkenen Mann, nur daß die beiden letzteren Tomi im Augenblick nicht beobachteten. Aber gerade aus diesem Benehmen war der ganze Unterschied zu erkennen, der ihn anders als alle Menschen auf der Welt machte – anders selbst als die übrigen verstreuten und gejagten Kinder seiner eigenen seegeborenen vierten Generation.

Und es enthielt einen Hinweis auf den Fehler, den sein Vater suchte, genau wie auf die potentielle Möglichkeit seiner Korrektur.

Der Junge richtete sich nun von dem toten Seeleoparden auf. Er trug noch die Wasserlunge und die schwarze Kaltwasserhaut, die ihn völlig bedeckte. Um seine Mitte war ein gleiches Kästchen geschnallt wie das seines Vaters – es enthielt den Generator der Magnethülle, die ihn im Wasser wie ein Überanzug umgab. Sie stieß im rechten Winkel zu ihrer unstofflichen Oberfläche jegliche Art von gleichmäßigem Druck ab, selbst den der größten Tiefe von acht bis zehn Kilometer. Damit und mit der Maske, die aus dem umgebenden Wasser Sauerstoff für ihn produzierte, war ihm keine Stelle in der See verwehrt. Das, wie so vieles andere, hielt der Junge für selbstverständlich.

Er war sich nicht bewußt, daß er auf bestimmte Weise ungewöhnlich war. Er nahm auch all die Botschaften für selbstverständlich hin, die ihm das bewegte Wasser zukommen ließ. Genau wie es für ihn völlig natürlich war, daß Konquistador und Baldur ihn verstanden und ihm gehorchten und daß selbst die wilden Mörderwale, die nur zuzuschnappen brauchten, um ihn zu verschlingen, auf ihn hörten und seinen Gewässern fernblieben. Ihr Respekt vor ihm hatte nichts damit zu tun, daß er sie erschießen könnte, noch ehe sie sich auf ihn zuschnellten. Die ungezähmten Mörder schwammen im freien Wasser wie zehn Meter lange Wölfe um ihn herum, und in Rudeln waren sie ihm zweifellos weit überlegen. Vor ihnen floh alles in der See, und sie wußten gar nicht, was Furcht war. Doch an dem Jungen war etwas, das sie einschüchterte. Tomi hatte keine Angst vor ihnen. Er sprach zu ihnen, verstand sie, und befahl ihnen wie ein Herrscher seinen Untertanen.

„Das hier ist *meine* See“, sagte er zu ihnen. „Ihr habt hier nichts verloren.“ Und sie pflichteten ihm bei, daß es sein und nicht ihr Gewässer war, und sie zogen sich zurück. Sie waren intelligenter als die Seehunde und ihr Respekt, ja ihre Ehrfurcht vor ihm waren groß.

Tomi öffnete jetzt die durchsichtige Scheibe seiner Wasserlungenmaske und atmete tief die Luft des Bergheims ein. Er konnte das schwache Pochen der Zimmerlunge hören, die die Luft mit Sauerstoff aus dem Wasser des Beckens anreicherte. Die thermonukleare Fusions-einheit der Zimmerlunge war das größere Modell der winzigen in seiner Wasserlunge. Beides waren Geräte, die die Seemenschen entwickelt hatten. Auch sie betrachtete Tomi als selbstverständlich, genau wie die Beheizung, das Licht und all die anderen Annehmlichkeiten, mit der diese Einheit das Bergheim versorgte.

Es waren Dinge, über die er sich keine Gedanken machte, genausowenig wie über den Respekt, den die wilden Mörder vor ihm empfanden. Sehr beschäftigte ihn jedoch das Rätsel, ja Wunder des lautlosen geistigen Kampfes seines Vaters hier im Bergheim während der vergangenen Jahre. Tomi war sich seiner eigenen Instinkte und Wahrnehmungsfähigkeiten voll bewußt. Jetzt kam er aus dem beschränkten Gebiet und den kleinen Kämpfen der Gewässer zu einem ungeheuren Ort, wo titanische, wenn auch unwirkliche Kräfte im Spiel waren, die weit über diesen kleinen, von Eis eingeschlossenen Raum hinausreichten. Er blickte sich um.

Die Lichter waren nicht eingeschaltet. Nur der schwach durch das Eis dringende Sonnenschein erhellte das Bergheim. Als seine Augen sich an die Düsternis gewöhnt hatten, sah er seinen Vater auf dem mit Fellen bedeckten Unterwasserschlitten sitzen. Tomi wollte

schon nach dem Schalter der Lichtkontrollbox greifen, die das ganze Bergheim sonnenhell beleuchten würde, als ihm die absolute Reglosigkeit seines Vaters auffiel. Und er hörte auch die Mohosymphonie, die ganz leise aus dem winzigen Empfänger zu seines Vaters Füßen drang. Patrick Joya, Johnnys Vetter, der aus freiem Willen auf dem Land geblieben war, hatte die Symphonie komponiert.

Als Tomi seinen Vater betrachtete, wurde ihm plötzlich wieder das Gleichgewicht aller Kräfte bewußt. Und stärker als je zuvor spürte er die ungeheure Anspannung Johnnys, die irgendwie einer endgültigen Entscheidung nahe war. Wenn sie kam, würde ihr Echo sich über die ganze Welt, ja das gesamte Universum ausbreiten. Da bewegte sich der Gedanke über das *Gleichgewicht* in Tomi. Mit überkreuzten Beinen setzte er sich vor seinen Vater auf den Boden und ahmte seine Haltung nach – so sehr, daß der beobachtende Delphin, der nicht weniger abergläubisch als seine Mörderwal-Vettern war, überzeugt war, eine unheimliche Art von Magie flösse von der größeren Gestalt zu der kleinen, um sie umzuwandeln.

Vor Baldurs Augen veränderte sich das Gesicht des Jungen auf eine Art, wie der Delphin es nie zuvor gesehen hatte. Tomis Züge schienen zu reifen, als seine Augen blicklos auf dem dunklen Pelz zu seinen Füßen ruhten. Sein Geist drang nun in den unwirklichen Ort, der seinen Vater so sehr beschäftigte. Es war nicht sein erster Besuch hier, er hatte den Weg zu ihm auch nicht auf die Weise seines Vaters gefunden, noch durch Telepathie oder andere Mittel, wie Menschen sie benutzen mochten. Nur durch seine eigene ungewöhnliche Fähigkeit der Verständigung und einer Imitation Johnnys, die so primi-

tiv und weitgehend war, daß sie bis zum Bewußtsein des Protozoons zurückreichte. Auf diesem Weg war Tomi schon oft an den Ort des geistigen Kampfes seines Vaters gekommen und hatte sich ihm in seiner Suche angeschlossen, ohne es ihn jedoch je wissen zu lassen, da er befürchtete, Johnny könnte es ihm verbieten.

Jetzt jedoch, während er immer tiefer in diese energiegeladene Dunkelheit sank, empfand Tomi eine Aufregung in sich, die durch seinen neuen Gedanken des *Gleichgewichts* hervorgerufen wurde. Aber es war etwas, das noch größer als normales Gleichgewicht war. Ganz stark spürte er es jetzt. Es trieb ihn, nicht wie bisher, hinein in den Analog, sondern aus ihm hinaus, hoch und weit in ein noch viel größeres Gebiet.

Zum erstenmal bemerkte er, daß die innerhalb des Ananogs gültigen Kräfte sich nach außen in die Unendlichkeit ausdehnten, wo sich andere, noch größere Kräfte mit ihnen zusammenschlossen und sich bewegten. Neugierig folgte er ihnen und ließ den Analog zurück. Allmählich hatte er das Gefühl, daß die Dunkelheit sich zu lichten begann.

Aber es war nicht Helligkeit, wie die Sonne sie bescherte, sondern eine fremdartige Beleuchtung. Endlich hatte er die Finsternis ganz hinter sich und befand sich in einem seltsamen, ungeheuren Ort des absoluten *Gleichgewichts*, in dem sich goldglühende Linien wie ein Gerüst in ungeahnte Fernen erstreckten – wie Teile eines unvorstellbaren, gewaltigen Bauwerks.

Und riesige, singende Lebewesen huschten entlang dieser Träger dahin, mit einer Geschwindigkeit, der seine Augen nicht folgen konnten.

Tomi vergaß seines Vaters Problem und versuchte, sich den singenden Wesen anzuschließen, doch ohne Er-



folg. Wie eine Ameise, die sich auf der Jagd nach einem Schmetterling auf einem titanischen Gerüst verlaufen hat, schoß er einmal hierhin, dann dorthin, bis er in der Erregung der Jagd gar nicht mehr an eine Umkehr dachte.

Beunruhigt und verängstigt sah Baldur aus dem Becken des Bergheims das Licht in den Augen des Jungen nahezu erlöschen. Die Sorge um seinen kleinen Freund ließ ihn den langen Pfiff seines Volkes ausstoßen, mit dem die Delphine anzeigen, daß sie sich in Gefahr befinden.

Der Junge hörte ihn nicht.

Aber Johnny regte sich. Baldur war der Seefreund des Vaters, wie Konquistador, der Mörderwal, Seefreund des Sohnes war – und die Bande der Seefreundschaft waren stark. Selbst in seiner ungeheuerlichen Konzentration hörte Johnny den Hilferuf und sein Geist kehrte zurück in das Bergheim.

Er hob den Kopf und sah Tomi reglos wie eine Statue aus schwarzem Eis vor sich. Johnny erschrak, als ihm klar wurde, was sein Sohn tat – und das bestimmt nicht zum erstenmal. Instinktiv legte er die Hand auf die schmale Schulter – *und die Suche fand ihr Ende!*

Denn in dieser so flüchtigen Berührung war etwas wie ein Funke zwischen ihren beiden Egos übergesprungen – eine verstärkte Form jener Verständigungsweise, die Tomi besaß, ohne ihre Einmaligkeit zu ahnen.

In diesem Augenblick war die Verbindung von beiden Seiten hergestellt.

Plötzlich befand Johnny sich mit seinem Sohn außerhalb des Anlogs in jenem gewaltigen Raum des goldenen Gerüsts. Und nun verstand er. Er erkannte seinen Fehler, und er erkannte, was sein Sohn nicht hatte erkennen können – die Identität der singenden Wesen, die To-

mi vergebens verfolgt hatte. Es waren jene, die Johnny selbst einmal verfolgt hatte – in einem Raumschiff, zusammen mit anderen seegeborenen Kadetten der Raumakademie des Landes.

Verfolgt – und getötet durch die brutalen, fehlgeleiteten Forschungsmethoden der Akademie in ihrer Suche nach dem Überlichtantrieb, den diese Wesen besaßen. Denn es handelte sich bei ihnen um die großen Raumschwimmer – raumgeborene Geschöpfe aus lebendem Gas, die zwischen den Magnetfeldern des Alls zu Hause waren. „Raumfledermäuse“ hatten die Lander sie genannt und so bewiesen, wie wenig sie diese Kreaturen verstanden. Aber auch für die Seegeborenen, die instinktiv das Wesen dieser Raumgeschöpfe erkannt hatten, hatten die Landmenschen kein echtes Verständnis.

Damals war es Johnny, dem Führer seiner Generation und seines Volkes, klar geworden, daß die See- und Landgeborenen sich trennen mußten, wenn es nicht zum Kampf zwischen ihnen kommen sollte. Und deshalb hatte er die Kadetten seines Volkes zurück in die Meere geführt.

Aber das Land, das seine Handlungsweise nicht verstand, verlangte ihre Rückkehr, denn die Lander hatten nicht die Sensitivität der Seegeborenen für die Forschung, wie sie an den Schwimmern betrieben werden sollte. Als Johnny sich weigerte, hatten die Führer an Land die Burgheime bombardiert und die Seegeborenen geächtet, so daß sie in den Meeren von jedermann wie Tiere gejagt werden durften. Und das hatte zur gegenwärtigen Situation geführt.

Und nun sah Johnny durch seines Sohnes Wahrnehmung die großen Raumschwimmer wieder, und es wurde ihm klar, was er vor sechs Jahren falsch gemacht hatte.

Sein Fehler hatte sich in den vergangenen sechsund-

fünfzig Tagen in einem durchaus menschlichen Punkt von Blindheit in Johnny selbst versteckt gehabt. Wie viele Eltern hatte er übersehen, daß auch sein Sohn älter geworden war. Nun stand er plötzlich den Fähigkeiten der vierten Generation von Seegeborenen gegenüber.

Sofort war sein Fehler klar und deutlich. Es war die vierte, nicht die dritte Generation, die mit ihren besonderen Kräften die unausbleiblichen Auseinandersetzung mit dem Land zu ihren Gunsten entscheiden konnte. Indem Johnny die Kadetten nach Hause geholt und sich dann geweigert hatte, mit ihnen zurückzukehren, hatte er diese Auseinandersetzung um eine Generation zu früh heraufbeschworen.

Und indem er das tat – nachdem der Analog korrigiert war, sah er es ganz deutlich –, hatte er eine Lawine ausgelöst, die zum Armageddon zwischen Land und See führen mußte. Vier Luntten verschiedener Handlungen hatte er vor sechs Jahren entzündet, von denen jede einzelne im nächsten halben Jahr die endgültige Explosion auslösen mochte.

Zwei der Zündschnüre brannten an Land, verriet ihm der Analog. Eine in der Tiefe des Meeres. Und eine „in der See auf dem Land“.

Die einzige Weise, auf die Johnny hoffen konnte, die Explosion zu diesem Zeitpunkt zu verhindern, war, allen der vier Luntten zuvorzukommen, indem er die Auseinandersetzung zwischen See und Land innerhalb der nächsten sechs Monate gewann.

Doch nur ein Erwachsener von Tomis vierter Generation – so jedenfalls verriet es der Analog – konnte auch nur hoffen, Erfolg zu haben. Aber Tomi, der älteste der vierten Generation, brauchte für seine geistige Reife noch zehn Jahre.

Also gab es überhaupt keine Hoffnung ... Doch, eine. Er konnte es auf einen Versuch ankommen lassen, dafür war noch Zeit. Niemand war in der Lage, die Zukunft mit ihren unzähligen Möglichkeiten, die jeder einzelnen Handlung entsprangen, genau vorherzusehen. Doch die Risiken ließen sich in etwa abschätzen. Er würde versuchen, seine eigene Drittgenerationsreife mit den noch halbschlummernden Fähigkeiten der vierten in Tomi zu vereinen. Zusammen wäre es möglich, die Kontrolle über den Lauf der Dinge zu erlangen.

Es war nur eine geringe Chance – aber eine andere gab es nicht. Und sie bedeutete, daß er viel opfern mußte. Nur seine Position außerhalb der im Analog duplizierten Ereignisse gestattete ihm überhaupt, sie in so klaren Bildern zu erkennen. Jetzt mußte er zurückkehren in den Handlungsstrom. Und war er erst einmal von ihm erfaßt, konnte er ihn nicht mehr so objektiv und genau beurteilen wie als Außenstehender.

Zum letztenmal also ... Johnny schloß die Augen und griff in den Analog nach dem Bild, das ihm für seinen ersten Schritt in die reißende Strömung der Geschehnisse am nutzbringendsten war.

So scharf sein inneres Auge es erlaubte, formte es sich. Es war ein Blick auf die hochgewachsene, schlanke, ja fast hagere Gestalt seines Veters Patrick Joya, der sein Exil auf dem Land selbst gewählt hatte. Von all den Seemenschen hatte Patrick, nach Johnnys verstorbener Frau und Tomi, ihm am nächsten gestanden. Pat stieg an einer Küstenstation aus einem Luftbus. Tiefe Linien hatten sich in den vergangenen sechs Jahren in sein schmales Gesicht gegraben, und seine Augen wirkten müde. Aber die hellen Pupillen verrieten seine Entschlußkraft. Ohne ihn zu sehen, schritt er jetzt in Johnnys Richtung

### 3.

In diesem Augenblick der Wahrnehmung im Analogschritt Patrick Joya, dreizehntausend Kilometer entfernt, über die Balkonebene des Bahnhofs von Savannah Stand in Georgia. Mit seiner Statur der Seegeborenen war er um einen Kopf größer als der Durchschnitt der Passagiere, die mit ihm ausgestiegen waren. Er blickte durch den unsichtbaren Wetterschirm des dachlosen Bahnhofs zum Himmel hoch. Nichts, bis jetzt, dachte er. Und er war auch keinem begegnet, der ihn kannte.

Vor einer Stunde noch hatte Pat am Sitz der Unterhaltungsgruppe Nord in Kanada den ersten Hauch des kommenden Winters verspürt, der die immer in ihm lebendige Musik geweckt hatte – die Musik der Einheit der Rasse und des gemeinsamen Zieles, die all sein künstlerisches Schaffen bewegte, die ihn dazu gebracht hatte, seinem eigenen, seegeborenen Volk den Rücken zuzuwenden und an Land auszuharren.

Diese Musik in ihm war es auch gewesen, deretwegen er sich damals gegen die Entscheidung Johnnys gestellt hatte, dem alle der Drittgeneration Seegeborener instinktiv folgten, wie die Wildgänse ihrem Schwarmführer. Aber er zweifelte auch jetzt nach sechs Jahren freiwilligen Exils nicht an der Richtigkeit seiner Überzeugung. Denn in jedem Augenblick, da er sich Zeit nahm zu lauschen, spürte er in sich den Herzschlag der Welt durch Raum und Zeit, der ihm versicherte, daß er recht hatte. Er hatte damals recht gehabt, und er hatte jetzt immer noch recht. Er mußte seinen selbstgewählten, einsamen Weg weitergehen.

Selbst hier, etwas über dreitausend Kilometer südöstlich, die er in einer Stunde mit dem Vakuumexpreß unter

dem Häuserteppich zurückgelegt hatte, der die Oberfläche des Südteils des Kontinents zu dicht bedeckte, um noch Straßen zu gestatten, verriet die Luft, daß der Sommer sich dem Ende zuneigte. Und die Stunde der Entscheidung kommt immer näher, dachte er.

Er schaute auf seine Uhr. Er hatte noch zwölf Minuten. Um zur Hauptetage zu kommen und sie zu überqueren, brauchte er nicht mehr als fünf. Er lehnte sich über die Brüstung der Balkonebene und blickte die dreizehn Meter hinunter auf die Hauptetage. Keiner der Tausenden von Menschen, die hier aneinander vorbeieilten, vergeudete auch nur eine Sekunde, um hochzusehen. Sogar hier, auf der Durchreise, waren sie beschäftigt mit ihrem unaufhörlichen Aufstiegskampf, um eine Sprosse der Gesellschaftsleiter höher zu kommen – ein Kampf um Erfolg und Prestige, den sie ironischerweise das *Spiel* nannten.

Ihr penetranter Parfümgeruch vermischte sich mit dem Schweiß, den die Eile ihnen austrieb, und dem Duft der Orangen- und Apfelbäume, der Tulpen und Rosen und Asten, die alle gleichzeitig an den Wegen dort unten blühten, und er stieg in geradezu betäubender Konzentration zu Patrick Joya herauf.

„Hallo, Pat“, grüßte eine bekannte, sanfte, aber seltsam widerhallende Stimme eines Mannes hinter ihm. „Vertieft in die Beobachtung der Teilnehmer am Spiel des Lebens?“

Pat drehte sich scheinbar ungerührt um. Seine seegeborenen Nerven verrieten seine Überraschung nicht. Gerade noch innerhalb der Überprüfungswand stand Barth Stufe, der Präsident oder der „Baron“ der Konstruktionsgruppe. Er war klein und schlank, doch mit seiner lächerlich breitschultrig geschnittenen Pelzjacke mit eingear-

beiteter Luftkühlung wirkte er sehr ungewöhnlich. Er trug die bauschige gelbe Quaste, das Symbol seiner Gruppe. Das Lächeln, mit dem er Pat bedachte, verriet eine Spur Ironie.

Pat nickte nur. Selbst nach sechs Jahren an Land fiel es ihm schwer zu glauben, daß ein einzelner Mann wie Stuve als Spitze des Erfolgs für die zweihundert Millionen Aktionärangestellten galt, die wie er die gelbe Quaste trugen und irgend etwas mit dem Baufach zu tun hatten. Und daß dieser kleine, aber geniale Mann einer von nur zehn ähnlichen Gruppenführern war, die den über dreißig Milliarden Lander beherrschenden Rat bildeten. Und er konnte sich auch nicht vorstellen, daß Stuve breitschultrige Jacken trug, um einen körperlichen Mangel – einen Höcker, wie man munkelte – zu verbergen. Stuve würde ein solches Mal offen zur Schau tragen, schon allein, um sich von den anderen zu unterscheiden. Nein, wenn etwas an ihm krumm war, dann eher sein Charakter. Nun, jedenfalls war Stuve einer der Höchsten im *Spiel*.

„Ihnen gefällt wohl mein Name für die Menschen dort unten nicht?“ fuhr der Kleinere fort. Er lächelte Pat noch immer an. Unter seiner hohen Stirn lagen die dunklen Augen tief in den Höhlen. Seine Züge waren feingeschnitten, Nase und Mund gerade, sein Kinn war fest. Er sah eigentlich recht gut aus.

„Weder der Name, noch das Spiel als solches“, brummte Pat.

„Weil Sie ein Komponist, ein Macher sind“, sagte Stuve sanft. „Sie haben keine unmittelbare Verbindung mit diesen Leuten. Jedenfalls, als ich Sie hier sah, erwartete ich eigentlich, daß Sie in die Höhe, nicht in die Tiefe blicken – Ausschau nach einer Raumfledermaus halten würden.“

„Raumfledermaus?“ Einen Augenblick verstand Pat nicht. Dann erinnerte er sich an den alten Schreckensnamen der Lander für die Schwimmer.

„Haben Sie es denn nicht gehört? Eine wurde vor etwa fünfzig Minuten über dem Berlin-Komplex gesichtet und löste eine ungeheure Panik aus. Das sind jetzt insgesamt bereits ein Dutzend, die im vergangenen Monat gesehen wurden. Das Gerücht verbreitet sich, daß sie beabsichtigen, Rache für die zu nehmen, die ihr Seemenschen – natürlich auf Befehl der Raumakademie – vor sechs bis zehn Jahren zu Forschungszwecken getötet habt.“ Die dunklen Augen musterten Pat durchdringend. „Sie wissen nichts davon?“

„Nein“, brummte Pat lediglich.

„Und es interessiert Sie nicht? Genausowenig wie das *Spiel*? Ist es das? Aber das ist nicht der Grund, weshalb ich Sie aufhalte. Ich wollte Ihnen nur sagen, daß man endlich Ihre Überwachung eingestellt hat.“

„Wirklich?“ Pat blickte ihn von oben bis unten an. „Danke!“

„Danken Sie nicht mir. Es war Kai Eberly's Vorschlag – obwohl ich annehme, daß Ihre eigene Baronesse, Mila Jhan, den Anstoß dazu gab. Sie hielt es vermutlich für besser, den Vorschlag nicht selbst zu machen, da Sie zu ihrer Unterhaltungsgruppe gehören.“

„Sie hat mir gar nichts davon gesagt“, murmelte Pat.

„Vielleicht wollte sie Sie damit überraschen.“

„Wer war dagegen?“ erkundigte sich Pat nun.

„Wenn Eberly einen Vorschlag unterbreitet?“ Stuve lachte sanft. „Er ist der König der Burg, Pat. Man macht doch keine Einwände gegen den Transportbaron! Seine Gruppe ist noch um fünfzig Prozent größer als meine – und meine ist die zweitgrößte.“



„Aber Sie erwähnten doch, daß er es auf Milas Bitte hin tat?“

„Oh, er hat sicher seinen Grund, mit ihrem Wunsch konform zu gehen. Vielleicht hofft er, daß ihr Seemensch ihm wieder Kadetten überlaßt. Denn wie Sie wissen, haben die Landkadetten sich als so nutzlos erwiesen, daß man die Akademie schließen mußte. Vermutlich ist er immer noch auf das Geheimnis der Überlichtgeschwindigkeit aus, das die Raumschwimmer besitzen, weil er nach wie vor scharf auf die Erforschung des Raumes ist. Wer weiß? Er ist noch lange nicht aus dem *Spiel*, nur weil er der Größe der Welt ist.“

„Vielleicht täuschen Sie sich“, erwiderte Pat grimmig. „Vielleicht ist er doch zu groß dafür.“

Stuve schüttelte den Kopf. „Nein, es gehört mehr zum *Spiel* als Sie ahnen – als irgend jemand ahnt. Aber Ihnen kann es egal sein. Sie nehmen ja nicht daran teil.“ Er lächelte jetzt fast spöttisch. „Oder vielleicht doch? Nun, ich mache mir darüber jedenfalls keine Gedanken. Wie wär’s, wenn Sie mit mir und meinen Leuten nach Australien kämen, nach Melbourne, zu den Rennen?“

„Danke, aber ich habe eine Verabredung.“

„Wie Sie meinen. Ich sage ja immer, ihr schöpferischen Menschen arbeitet zu schwer. Leben Sie wohl.“ Er wandte sich zum Gehen, doch dann drehte er sich noch einmal um. „Sie wissen wohl nicht zufällig, was Ihr Vetter macht? Ob er noch lebt?“

„Vetter?“

„Johnny Joya, der die Kadetten ins Meer zurückholte und die Seerevolte auslöste.“

„Ich war seit sechs Jahren nicht mehr bei meinem Volk“, erwiderte Pat tonlos. „Das wissen Sie doch.“

„Schade“, murmelte Stuve. „Ich hätte gern mit ihm

gesprochen.“ Er verabschiedete sich endgültig.

Pat blickte der so übertrieben breitschultrigen, kleinen Gestalt nach. Acht seiner zwölf Minuten waren vergangen. Er mußte sich beeilen. Er rannte die Rolltreppe zur Hauptetage hinunter und hinaus zum Seeausgang des Gebäudes. Fünf Meter davon entfernt befand sich ein hoher Drahtzaun mit einem Tor, vor dem ein für einen Lander überdurchschnittlich großer Posten Wache hielt. Er war nicht kleiner als Pat und um gut fünfzig Pfund schwerer. An seinem Uniformhemd trug er das Zeichen der Transportgruppe: ineinandergreifende blaue Räder.

Er kniff ein wenig die Augen zusammen, die das Lächeln seiner Lippen nicht spiegelten, und blickte auf die Masken der Tragödie und Komödie, Symbol der Unterhaltungsgruppe, an Pats Hemdtasche. Breitbeinig stellte er sich in das schmale Tor, doch er machte Pat beflissen Platz, als der ihm ein paar Goldstücke in die Hand drückte. Sie waren sehr selten und die einzige nicht von Computern erfaßte Währung auf dem Land, wo Transaktionen jeglicher Art fast nur mit Kreditkarten durchgeführt wurden. Zufrieden steckte der Posten sie in seine Tasche, doch dann betrachtete er Pat näher und hielt ihn zurück, als er gerade durch das Tor treten wollte.

„Halt!“ rief er. „Sie sind doch Joya, der Überläuferkomponist aus der See. Es dürfte Ihnen sicher mehr als vier Goldstücke wert sein, zum Ozean hinunterzukommen, ohne daß es jemand erfährt.“

Pat griff nach dem Handgelenk des anderen und drückte mit der Kraft der Seegeborenen zu. Der Posten schrie auf und sank mit weißem Gesicht in die Knie.

„Wenn Sie soviel über mich wissen“, sagte Pat sanft, „müßte es Ihnen auch klar sein, daß ich nicht am hellen Tag hierherkomme, um Sie mit Goldstücken zu beste-

chen, wenn ich es nicht deshalb täte, weil es weniger zeitraubend ist, als mir eine Genehmigung für dieses Tor zu holen, die ich ohne weiteres bekäme. Weshalb also versuchen Sie so etwas?“

„Ich – spiel’ nur das *Spiel* ...“, keuchte der Posten.  
„Bitte – lassen Sie meinen Arm los ...“

„Es gibt einige, die ihr *Spiel* nicht mitmachen.“ Mit einer plötzlichen Drehung des Handgelenks warf er den Posten langgestreckt auf den grauen Beton des Weges.  
„Denken Sie das nächstemal daran.“

Er ließ den Burschen, der sein schmerzendes Handgelenk rieb, zurück und schritt durch das Tor und zwischen den Reihen der parkenden Flugschiffe hindurch auf den Pier zu, gegen den die Flutwellen schlugen. Zwischen den plumperen, hantelförmigen Verkehrsmitteln der Transportgruppe bemerkte er ein zwiebelförmiges Flugschiff mit dem Symbol von Stuves Konstruktionsgruppe – ein Jäger, wie die Lander ihn benutzten, um sein Volk zum Sport zu jagen. Er eilte daran vorbei, denn er erkannte den Mann mit der Hasenscharte unter dem dichten Schnurrbart, der sich mit dem Piloten unterhielt, als einen Verwandten Stuves. Glücklicherweise blickte er nicht in seine Richtung.

Er schaute hoch und dann auf seine Uhr. Es war nun genau fünfzehn Minuten nach drei, doch noch war nichts am Himmel zu sehen. Hoffentlich dauerte es nicht mehr lange, denn er konnte nicht auf dem Pier stehenbleiben, ohne daß es auffiel.

Er warf erneut einen Blick in den Himmel. Ah, da kam es: eine dunkle, bläuliche Form, die sich vom Grau der Wolken abhob und mit mehrfacher Schallgeschwindigkeit näherte.

Pat blickte sich um. Bis jetzt hatte außer ihm noch

niemand sie bemerkt. Wieder blickte er hoch. Immer größer wurde sie und bewegte sich wie ein riesiges Stück Stoff, das von heftiger Strömung getragen wird. Stimmen erhoben sich hinter ihm, wurden zu panikerfüllten Schreien, als die Tausende im Bahnhof die gewaltige Gestalt über ihren Köpfen entdeckt hatten.

Der Raumschwimmer schien nun fast den ganzen Himmel auszufüllen und direkt auf den Bahnhof herabzutauchen, als wolle er ihn verschlingen. Pat sah sich hastig um. Niemand achtete auf ihn. Er rannte hinter die Deckung des nächsten Flugschiffs und streifte sich die durchsichtige Schutzmaske der Wasserlunge über, die man ihm heimlich, mit einer Botschaft aus der See, vor vier Tagen zugestellt hatte. Er glitt vom Beton des Piers in die bewegten Wellen, die ihn vor zufälliger Sicht verbargen.

#### 4.

Etwa achthundert Meter seeeinwärts und zwei Faden unter der Oberfläche schoß etwas von der Form eines Delphins, sechs Meter lang, mit durchsichtigem Verdeck durch die grüne Düsternis des Wassers und hielt neben Pat an. Der Düsenantrieb erwärmte kurz das Wasser um ihn. Das durchsichtige Verdeck wurde zurückgeschlagen. Nur die schillernde Schicht der magnetischen Druckhülle hielt das Meer dem Fahrzeuginnern fern. Pat schob sich hindurch in das luftgefüllte Cockpit und ließ sich auf dem Rücksitz des Zweimannboots nieder. Unmittelbar hinter ihm befand sich der Deuteriumfusionsantrieb. Der Navigator des Kleinboots war Martin Connor, ein ehemaliger Kadett der Drittgeneration, ein alter Freund sowohl von Pat als auch Johnny.

„Ist dir jemand gefolgt?“ Martin blickte über die Schulter nach seinem Passagier. Pat erschrak, als er die tiefen Runen in Martins vor sechs Jahren noch ungezeichnetem Gesicht las.

„Ich glaube nicht“, murmelte Pat. „Aber sicher bin ich mir nicht.“

„Wir werden tiefer gehen.“ Das durchsichtige Verdeck schloß sich wieder. Das Boot tauchte fast senkrecht. Nach vielen Minuten erst legte es sich erneut gerade.

Pats Augen gewöhnten sich allmählich an das schwachleuchtende Blau der hundert Faden Tiefe, durch die das Boot mit hoher Geschwindigkeit dem eigenen schmalen Vibrationsstrahl folgte, der bis in zwei Meilen Entfernung die Meerestiere aus seinem Weg vertrieb.

In wenigen Minuten hatten sie eine glitzernde, durchsichtige Konstruktion von Radform mit offener Nabe erreicht, deren Innenbeleuchtung das blaue Zwielflicht ringsum in fast undurchdringliche Schwärze zu verwandeln schien.

Martin lenkte das Boot in die Nabe und durch eine magnetische Iris an seinen Anlegeplatz. Er schritt Pat voraus durch eine Tür. „Die Seehauptleute sind alle anwesend. Sie warten teilweise schon eine Stunde oder so. Alle, selbst die aus dem Stillen und Indischen Ozean kamen.“

Pat hob die Brauen. „Alle? Nur um mit mir zu sprechen?“

„Ja“, erwiderte Martin kurz über die Schulter und trat, gefolgt von Pat, in einen länglichen Konferenzraum mit einem großen Tisch, Stühlen, einer Frau – und den hochgewachsenen Seehauptleuten am entgegengesetzten Ende des Zimmers. Wie auf Kommando wandten sie sich alle Pat zu, der bei ihrem Anblick regelrecht erschrak.

In den sechs Jahren an Land hatte er sich so an die kleineren Leute gewöhnt, daß diese Männer seines eigenen Volkes ihm wie Riesen vorkamen. Das machte nicht nur ihre Größe, die Pats glich, sondern die Aura von Kraft, die von ihren sportlichen, halbnackten Körpern ausging. Pat hatte vergessen. Hier war es anders als an Land, wo die Menschen für nahezu alles technische Geräte benutzten, ohne sich anstrengen zu müssen. Das Seevolk brauchte Kraft und Geschicklichkeit, um das Meer zu beherrschen.

Von den zehn Männern und der einen Frau, die ihm entgegensahen, kannte er etwa vier bei Namen von noch vor seiner Exilzeit. Sie gehörten alle seiner dritten Generation an. Ihre Gesichter waren in den letzten sechs Jahren grimmig und hart geworden. Aber Pat bemerkte auch, daß ihre Augen ihn offen ansahen und nichts von der gefährlichen Unterschwelligkeit, ja Heimtücke so vieler der Spieler an Land hatten.

Nur die Frau – das Mädchen, eigentlich – hatte einen undurchschaubaren Ausdruck. Wie Pat erkannte, war auch sie von der dritten Generation wie alle anderen im Zimmer, aber bestimmt ein halbes Dutzend, wenn nicht mehr Jahre jünger.

„Pat“, machte Martin ihn mit ihr bekannt, „das ist Maytig Marieanna. Sie ist die Spitzenwissenschaftlerin unserer Forschungsgruppe. Kommt, wir wollen uns setzen.“

Maytig mußte die Enkelin Anna Marieannas sein, dachte Pat, der Wissenschaftlerin in der ersten seegebo- renen Generation, die sich mit den durch die Seegeburten hervorgerufenen Mutationen beschäftigt hatte. Anna Marieanna hatte als die schönste Frau ihrer Generation gegolten – selbst dann noch, als sie bei einem Haiangriff

einen Arm verlor und sich viele weitere Verletzungen zuzog, die Narben zurückließen. Von einer solchen Schönheit war dieses Mädchen nicht, aber sie strahlte ein gewisses Etwas aus. Sie war brünett, hochgewachsen wie alle Seemenschen und hatte eisblaue Augen. Trotz ihrer scheinbaren Kühle ging ein sanftes inneres Singen von ihr aus, das sogar Pat spürte, dessen Sinne durch die sechs Jahre an Land abgestumpft waren. Ein Singen, das nach ihm griff, aber keine Macht über ihn gewann, da sein Herz einem dunklen, schlanken Lander mädchen gehörte.

Sie saßen nun alle am Tisch. Pat an einem Ende, Martin zu seiner Rechten, Maytig Marieanna zu seiner Linken. Alle warteten offensichtlich, daß er zu sprechen begänne.

Er blickte von einem zum anderen. „Ich nehme an, ihr wollt die Antwort auf eure Botschaft hören, die ich Kai Eberly übermitteln sollte. Also, Eberly ist jederzeit bereit, mit einem Vertreter der See zu sprechen. Er sagte, er hätte sich schon lange mit euch in Verbindung gesetzt, wenn er einen Weg dazu gesehen hätte.“ Während Pat sprach, sah er das feste, arrogante Gesicht des Transportbarons mit den graumelierten Schläfen vor sich. Er hatte auf dem Landsitz der Unterhaltungsgruppe Nord erst gestern zwei Stunden mit ihm geredet. Oder vielmehr hatte hauptsächlich Eberly gesprochen und ihn beauftragt, seine Botschaft dem Seevolk zu unterbreiten. Pat hatte eigentlich nur zugehört und sich sein eigenes, persönliches Urteil gebildet.

„Ihr wollt mir wohl nicht sagen, worüber ihr mit ihm sprechen möchtet?“ fragte er nun.

„Doch, natürlich“, erwiderte Maytig. Trotz all des sanften Singens verbarg sich tiefe Verzweiflung in ihr.

„Wir wollen Waffenstillstand mit dem Land aushandeln. Die Jagd auf uns darf nicht länger fortgeführt werden.“

Pat nickte düster. „Dann ist es also sehr schlimm“, murmelte er.

„Allein in den letzten acht Monaten wurden dreitausend unserer Leute umgebracht!“ rief Maytig heftig. „Jeder dieser Psychotiker an Land, der genügend Geld hat, kann sich ein Boot ausstatten und uns zu seinem pervertierten Vergnügen jagen. Wir haben nicht einmal eine Schonzeit wie die Tiere auf dem Land.“

Pat blickte Maytig an. „Dreitausend von drei Millionen? Es könnte schlimmer sein. Und wie viele Jäger hat es erwischt?“

Martins Hände ballten sich zu Fäusten. „Ein paar hundert“, knurrte er. „Bei weitem nicht genug!“

„Das hat nichts mit der Sache zu tun“, sagte Maytig. „Es geht darum, daß die Seekinder der vierten Generation sich nicht so entwickeln, wie es eigentlich sein sollte. Sie weisen kaum, wenn überhaupt, einen Anstieg an Instinkten und Wahrnehmungsfähigkeiten über unsere Generation hinaus auf. Es ist nicht gut für sie, daß wir uns in der Tiefe verstecken müssen. Sie brauchen den Sonnenschein der Oberfläche und das seichte Küstengewässer, um sich richtig entwickeln zu können. Die Jahre vergehen schnell, sie werden immer älter. Wir müssen der Jagd ein Ende machen und ihnen geben, was sie brauchen.“

„Ebberly“, erklärte Pat düster, „gab mir eine Botschaft für euch. Er wird euch vor den Jägern schützen und die Ächtung über euch zurückziehen – natürlich nicht umsonst. Er wird euch seine Bedingungen stellen.“

Maytigs blaue Augen leuchteten plötzlich wie der Blitz über dunkler, stürmischer See.



„Deswegen haben wir dich nicht zu ihm geschickt“, sagte sie. „Wir sind an seinen Bedingungen, wie immer sie auch lauten, nicht interessiert. Wir werden *ihm* Bedingungen stellen. Und er wird sie annehmen – außer er will Krieg.“

„Krieg?“ Pat starrte sie an. „Krieg zwischen dem Seevolk und den Landern? Es gibt drei Milliarden der letzteren, und eine ganze Welt der Technik und Bodenschätze steht ihnen zur Verfügung. Habt ihr denn den Verstand verloren?“

Maytigs Augen verfinsterten sich. „Es gibt eine Möglichkeit“, sagte sie hart. „Aber wir sind nicht zusammengekommen, um sie zu besprechen.“

„Natürlich nicht.“ Bitterkeit schwang in Pats Stimme mit. „Es wäre nicht gut, mich einzuweihen.“

Maytig warf ihm einen fast verärgerten Blick zu. „Du redest wie ein Narr, Patrick Joya! Beurteilen wir einen Menschen vielleicht nach seinen Handlungen, statt mit unseren Sinnen in ihm zu lesen? Was auch immer deine Gründe, vor sechs Jahren die Seite des Landes zu ergreifen, es ist keiner in diesem Raum, der nicht von innen heraus spürt, daß du zum Seevolk gehörst! Oder fühlst *du* dich nicht mehr als einer der Unsrigen?“

„Ich gehöre zu euch und der See!“ erklärte Pat fest.

„Dann laßt uns die Vergangenheit vergessen.“ Maytig lächelte. „Wichtig ist die Gegenwart. Einer von uns muß an Land und Ebberly unsere Bedingungen stellen. Und es gibt nur einen, der dazu geeignet ist – und dem Ebberly auch glauben wird. Denn Ebberly weiß, wieviel Johnny dem Volk bedeutet.“

„Johnny?“ Pat blickte sie erstaunt an. „Aber ich hörte doch ...“

„Daß er das Volk verlassen hat“, führte Maytig den

Satz für ihn zu Ende, „nach der Bombardierung der Burgheime und daß er seinen Sohn mit sich nahm. Das stimmt. Aber er wird zurückkommen und uns führen – wenn du ihn im Namen des Volkes darum bittest.“

„Ich?“ Nun konnte Pat nichts mehr überraschen.

„Das ist Maytigs Spezialgebiet“, warf Martin ein. „Sie weiß mehr über das Volk als jeder andere von uns. Wenn sie behauptet, daß Johnny auf dich hören wird, dann tut er es auch.“

„Es ist ganz einfach, Pat“, erklärte Maytig. „Der gleiche Instinkt, der uns Johnny als unserem natürlichen Führer folgen läßt, macht es für ihn unmöglich, es abzulehnen, uns zu führen – wenn er sicher ist, daß das Volk ihn wirklich braucht und seine Führerschaft wünscht. Du, als Sprecher des Volkes, wirst ihm das klarmachen.“ Sie blickte ihn an. „Wirst du ihn für uns bitten?“

Pat zögerte. Er blickte auf die erwartungsvollen Gesichter. „Ihr wißt genau, daß ich nicht nein sagen kann“, murmelte er.

„Stimmt“, erwiderte Maytig sanft. „Und genausowenig wie du nein sagen kannst, kann es Johnny.“ Sie erhob sich und alle anderen mit ihr.

„Aber jemand muß mir erklären, wie ich Johnny finden kann“, bat Pat.

„Ich bringe dich zu ihm“, versicherte ihm Maytig. „Er ist unter dem Ross-Schelf am Südpol. Ich habe meinen Viersitzer hier. Damit können wir ihn und den Jungen hierherbringen.“

Wie konnte sie nur so felsenfest überzeugt sein, daß Johnny sie zurückbegleiten würde? Aber Pat kam nicht dazu, sie zu fragen, denn alle drängten zum Aufbruch. Zehn Minuten später befand er sich bereits in Maytigs Boot.

Trotz der zweihundert Knoten, die es schaffte, brauchten sie fünf Tage, ehe sie das Packeis erreichten, unter dem Johnny und sein Sohn sich aufhielten. Einmal, bei Kap Horn, hatten sie das Gefühl gehabt, wie es nur den Seegeborenen eigen war, daß sie verfolgt wurden. Aber obwohl sie sogar auftauchten, entdeckten sie nichts, und nach einer Weile verriet auch ihr ungewöhnlicher Sinn nichts mehr.

Zehn Stunden später, als sie das Packeis erreicht hatten, murmelte Maytig. „Jemand kommt uns entgegen.“ Sie verringerte die Geschwindigkeit des Viersitzers.

„Johnny?“ fragte Pat und beneidete sie um ihre scharfen Sinne.

„Ich glaube nicht ...“ Sie hielt abrupt inne. Ein dunkler Schatten von der doppelten Länge ihres Bootes tauchte aus der Tiefe auf. Es war ein Mörderwalbulle. Die dunklen, intelligenten Augen und der scheinbar immer grinsende Rachen glitten kaum einen halben Meter entfernt am durchsichtigen Verdeck des Bootes vorbei. Pat griff automatisch nach dem Sonargewehr in der Cockpithalterung. „Nein“, wehrte Maytig ab. „Das ist der Mörderwal, der Johnnys Jungen gehört.“

„Ihm gehört?“ Pat starrte ungläubig auf den gewaltigen Wal. „Aus einem wilden Mörder läßt sich doch kein Haustier oder Seefreund machen.“

„Tomi Joya hat es jedenfalls fertiggebracht. Ah, da ist er selbst.“ Die kleine Gestalt in der schwarzen Kaltwasserhaut winkte ihnen zu, sie einzulassen. Maytig öffnete einen Teil des Verdecks und ließ den Jungen durch die Magnethülle.

„Ich bin Tomi Joya – ich erinnere mich an dich, Pat“, sagte er mit der Direktheit des Seevolks. Dann wandte er sich an Maytig, die sich zu ihm umgedreht hatte. „Ich

glaube nicht, daß ich dich kenne.“

„Ich bin Maytig Marieanna. Wo ist Johnny, dein Vater?“

„Im Bergheim. Ich weise euch den Weg. Ihr müßt jetzt tauchen, und dann das Boot im Berg anlegen. Wir schwimmen den Tunnel hoch.“ Er blickte Pat an. „Du kommst also endlich, um meinen Vater zu holen. Das ist gut.“

„Oh?“ murmelte Pat. „Woher weißt du, weshalb wir hier sind? Und weshalb hältst du es für gut?“ Er sprach barscher, als er beabsichtigte. Tomi konnte nicht wissen, wie sehr er seinem Vater ähnlich sah – so wie Pat sich an ihn aus ihrer gemeinsamen Kindheit in der See erinnerte.

„Du hättest keinen anderen Grund hierherzukommen, als ihn zu holen“, sagte der Junge mit erstaunlicher Ruhe und Sicherheit. „Und es ist gut, weil es Zeit ist. Er sitzt schon zu lange hier herum.“ Dann musterte er Maytig mit fast brutaler Direktheit, unter der sie sich charakterlich nackt vorkam.

Nachdem sie das Boot angelegt hatten, tauchten sie den fast schachtähnlichen Tunnel hoch und stiegen aus dem Wasser. Vor ihnen saß eine dunkle, reglose Gestalt auf einem Seeschlitten. Tomi trat zur Lichtkontrollbox. Sonnengleiche Helligkeit durchflutete das Innere des Bergheims. Die Gestalt auf dem Schlitten hob den Kopf. Johnny lächelte seine Besucher an und stand auf.

„Hallo, Pat“, sagte er erfreut, als hätte er seinen Vetter gestern und nicht vor sechs Jahren zum letztenmal gesehen. Dann glitt sein Blick zu Maytig, und sein Lächeln schwand.

„Hallo, Johnny“, erwiderte Pat seinen Gruß. Aber Johnny hörte ihn nicht. Seine Augen hingen wie festgefroren an denen des Mädchens, und er wußte plötzlich,

daß das erste unvorhergesehene Riff in seinem sorgfältig berechneten Kurs vor ihm lag.

Er spürte – etwas, das es bei den Landern mit ihren abgestumpften Sinnen kaum noch gab – die absolute Anziehung zu einem Menschen des anderen Geschlechts. Einmal zuvor hatte Johnny diesen – Schock, ja, so etwas Ähnliches war es, bereits erlebt. Damals, als er Sara Light, Tomis Mutter zum erstenmal begegnet war. Er hatte nicht erwartet, ihn ein zweites Mal zu erleben. Aber es hatte nicht nur ihn getroffen, sondern ganz offensichtlich auch das Mädchen.

Deshalb stellte sie das ungeahnte Riff dar, das seine Pläne bedrohte. Denn wenn er die Führerschaft des Volkes wieder übernehmen sollte – und er wußte, daß die beiden gekommen waren, ihn darum zu bitten –, konnte es leicht sein, daß sein Instinkt der Führerschaft in Konflikt mit dem Instinkt geriet, der ihn von diesem Augenblick an dazu treiben würde, sich um Maytig zu kümmern und sie zu beschützen.

Ihm wurde plötzlich bewußt, daß Pat ihn mit gerunzelter Stirn ansah, und daß er seine Reaktion auf Maytig bemerkt und erkannt hatte. Johnny öffnete den Mund, um etwas zu sagen, da befreite ihn Baldur aus seiner Verlegenheit.

Der Delphin war den Schacht hochgetaucht, hinaus in das Eisbecken des Bergheims und zwitscherte nun aufgeregt mit der hohen Stimme seiner Art. Alle vier der Seegeborenen wirbelten zu ihm herum, doch Tomi war der erste, der seine Mitteilung übersetzte.

„Etwas kommt!“ rief er. „Etwas kommt direkt und mit großer Geschwindigkeit auf uns zu. Etwas wie eines unserer Boote, nur größer und mit Landern an Bord! Ein Jäger! *Ein Jäger!*“

Johnny reagierte als erster. Er schlüpfte in seine Kaltwasserhaut und zog sich die Wasserlungenmaske über. Doch bis er damit fertig war, waren die anderen bereits in den Schacht getaucht. Er sprang ihnen nach und holte sie unter Wasser ein. Der Delphin Baldur und der Mörderwal Konquistador schwammen ganz in der Nähe in der grünen Düsternis. Johnny wandte sich mit den anderen der offenen See zu und sandte seine Sinne aus.

Zuerst spürte er überhaupt nichts. Ungeduldig riß er den Gesichtsschutz seiner Maske auf, daß das Eiswasser seine Wangen umspülte. Er konnte zwar dadurch nichts sehen und war so blind wie ein Lander unter Wasser, aber dafür reagierten nun seine Drittgenerationssinne. Er spürte die schwache Vibration der Druckwellen eines mit hoher Geschwindigkeit näherkommenden Objekts, das das Wasser verdrängte. Kein Geschöpf der See verursachte ähnliche Schockwellen.

Johnny schob den Gesichtsschutz wieder vor und blies das Seewasser hinaus, das sich im Innern der Maske gesammelt hatte. Er blickte sich nach den anderen um.

„Wir wurden also tatsächlich verfolgt“, sagte Maytig zu Pat. Aber sie sprach die Worte nicht laut, sondern benutzte den Klickkode, wozu sie Zunge und Fingernägel benutzte; das Seevolk nannte das den Delphin-Kode. Dann drehte das Mädchen sich zu Johnny um.

„Ja, es sind tatsächlich Jäger“, klickte sie. „Johnny, nimm mein Boot. Mit nur einem Mann wird es schneller als das Jägerschiff sein. Wir anderen werden sie beschäftigen, bis du in Sicherheit bist.“

Johnny starrte sie reglos an.

„Worauf wartest du?“ klickte Maytig. „Das Seevolk braucht dich! Ohne uns kommt es aus, nicht jedoch ohne dich! Verschwinde!“

„Sie hat recht, Johnny!“ klickte nun auch Pat. „Wir sind nicht wichtig. Mach dir Tomis wegen keine Sorgen, er kann sich hinter dem Mörderwal verstecken, da werden die Jäger ihn überhaupt nicht vermuten. Aber Maytig und ich müssen das Schiff aufhalten, während du dich auf den Weg machst.“

Johnny blickte beide nur an. „Also das ist es, was die Seegeborenen jetzt tun, wenn einer dieser Jäger sie stellt! Sie ergreifen die Flucht oder geben ganz einfach auf und sterben!“

„Was erwartest du denn von ihnen – oder uns?“ klickte Maytig verärgert. „Sonargewehre richten nichts gegen die Jäger hinter einer zentimeterdicken Stahlhülle aus. Und sie benutzen außerdem jetzt, genau wie wir, Magnethüllen um ihre Schiffe, und können uns so in die tiefste Tiefe folgen. Ganz abgesehen davon haben sie Sonargeschütze an Bord, mit denen sie uns erledigen können, ohne sich selbst in Gefahr zu begeben. Weshalb, glaubst du, haben wir die letzten sechs Jahre mindestens hundert Faden tief gelebt? Es gibt nur eine Möglichkeit, gegen sie vorzugehen: indem wir genügend Kleinheime um sie sammeln, daß die Männer die Hüllen ihrer Schiffe mit Schweißgeräten öffnen und das Wasser eindringen lassen können.“

„Wir sind nur zwei“, warf Pat ein. „Also, Johnny, verschwinde, solange es noch geht.“

Johnny schüttelte den Kopf. Etwas – ein Instinkt, das Seevolk zu schützen, der seit dem Tod seiner Frau geschlummert hatte, war nun erwacht, ob er es wollte oder nicht. Er sah, daß Maytig und Pat viel zu tief in der

Struktur der Dinge steckten, um sich auch nur vorstellen zu können, daß sie geändert werden könnten. Johnny spürte jetzt mit völlig klarem Kopf seine alte Fähigkeit zurückkehren, Befehle zu erteilen und Entscheidungen zu treffen. Er wandte sich an Maytig.

„Du erwähntest, die Schiffshülle ist aus Metall und nur einen Zentimeter dick, richtig?“

„Genauer, acht Millimeter, Magnesiumlegierung. Wie ich sagte, verlassen sie sich nun, genau wie wir, auf die Magnethülle als Schutz vor dem Druck.“

„Gut“, klickte Johnny. „Tomi, bring Konquistador hinter den Eisberg und sende ihn mir zur Hilfe, wenn ich nach ihm rufe. Aber du darfst nicht mitkommen, hörst du? Du bleibst mit Pat und Maytig im Boot und tust, was sie sagen.“

Dann wandte er sich an die beiden anderen. „Ihr zwei nehmt das Boot und begleitet Tomi und Konquistador hinter den Eisberg.“

Der Unterschied in seinem Klicken, seinem ganzen Benehmen, ließ Maytig jeglichen Widerspruch unterdrücken. Aber noch zauderte sie.

„Was hast du vor?“ fragte Pat.

„Ich werde kämpfen.“

„Das darfst du nicht!“ klickte Maytig scharf. „Ich sagte doch ...“

„Dann kämpfe ich mit dir“, erklärte Pat ruhig. „Maytig und Tomi können ohne mein zusätzliches Gewicht in dem Boot schneller vorwärtskommen, wenn es erforderlich ist.“

Maytig blickte Johnny verzweifelt an. „Dann bleibe ich auch bei euch! Tomi kann doch das Boot bedienen, oder?“

„Ja. Also gut. Wenn ihr darauf besteht. Tomi, versteck-



ke das Boot und den Mörder.“

Tomi kletterte ins Boot und löste es von seiner Magnethalterung am Tunneleingang. Boot, Junge und Mörderwal verschwanden hinter dem unteren Teil des Eisbergs.

Johnny sah, daß die beiden anderen bereits ihre Sonargewehre in der Hand hielten. „Pat“, bat er, „gib mir deine Waffe und hol dir eine von meinen im Bergheim, direkt neben der Lichtkontrollbox.“

Johnny blickte ihm nach, als er den Tunnel hochschöß. „Wenn es sein muß“, sagte er zu Maytig, „können wir den Schacht hochtauchen.“

„Um in der Falle zu stecken“, klickte Maytig. „Willst du denn hier auf sie warten?“

Pat kam mit Johnnys Sonargewehr zurück.

„Ich möchte sichergehen, daß sie mich sehen“, erklärte Johnny. „Sobald sie hier sind, verschwindet ihr beide im Tunnel. Können sie feststellen, wie viele von uns hier unter dem Eis sind?“

„Sie benutzen Instrumente, nicht Instinkte“, erwiderte Maytig, „aber sie werden wissen, daß wir drei sind ...“ Abrupt hielt sie inne und schnellte sich neben Pat zum Tunnel, als Johnny herumwirbelte. Sie hatten keine weitere Warnung gebraucht; die plötzlichen Druckwellen, als das Schiff den Kurs zur Unterseite des Eisbergs gewechselt hatte, hatten völlig genügt.

Maytig verschwand den Tunnel hoch, mit Pat unmittelbar hinter ihr. Johnny blieb am Eingang. Die Stumpfheit und Introversion der vergangenen sechs Jahre gab es für ihn nicht mehr. Kühl und ruhig wartete er auf die Jäger.

Er rührte sich nicht vom Fleck, bis das Landerschiff um den unteren Eisbergrand in Sicht kam. Es bremste

abrupt mit den Vorderdüsen und hielt weniger als sieben Meter von Johnny entfernt an. Von hinter der Kabinenscheibe über den Armaturen starrten ihn zwei Männer verblüfft an – eines der Gesichter war schmal, das andere rund mit einer Hasenscharte, die allerdings unter dem dichten braunen Schnurrbart fast versteckt war.

Johnny musterte sie unbewegt und danach das Schiff. Es war zwiebelförmig und hatte auf seiner roten Hülle das gelbe Quastenzeichen der Konstruktionsgruppe. Das mochte allerdings nichts zu bedeuten haben, denn selbst Johnny in seinem Bergheim hatte gehört, daß die Jäger oft unter falscher Flagge fuhren, da die öffentliche Meinung diese erbarmungslosen Jagden verurteilte.

Johnny war absolut sicher, daß er sich schneller bewegen und handeln konnte als die beiden, die immer noch wie erstarrt hinter der Scheibe saßen und offenbar nicht begreifen konnten, daß dieser Seeverbannte nicht zu flüchten versuchte. Ohne jegliche Hast drehte Johnny den Kopf und rief durch seine Maskenmembrane:

„Tomi! Jetzt!“

Gleichzeitig wirbelte er herum und schoß den wassergefüllten Tunnel hoch. Er hatte schon fast das Becken im Bergheim erreicht, als ihn die Druckwelle des Sonargeschützschusses, durch den Eisberg gedämpft, den Schacht hoch folgte. Eine Sekunde später kam der Schock eines Aufpralls gegen die Unterseite des Eises und gleich darauf das Knirschen zerschmetternden Metalls.

Johnny drehte sich um und tauchte den Tunnel wieder hinab, dicht gefolgt, wie er spürte, von Maytig und Pat. Kaum hatten sie das offene Wasser unter dem Eis erreicht, hörten sie einen neuen Aufprall und metallisches Knirschen. Sie sahen Tomi, der mit Geste und Stimme

seinen jetzt von Blutlust erregten Mörderwal von einem dritten Angriff auf das Jägerschiff zurückbefahl.

Zerquetscht und zerschmettert sank das rote Schiff jetzt in die Tiefe des Ozeans. Die Magnethülle, die es gegen den gleichmäßigen Druck in einer Tiefe von selbst zehn Kilometer geschützt hätte, hatte bei dem ungleichmäßigen Druck an nur einer Stelle nachgegeben, so wie sie es auch sollte, wenn beispielsweise ein Schwimmer Einlaß begehrte. Der Mörderwal hatte sich lediglich wie ein Rammbock dagegenzuwerfen brauchen.

Das Jägerschiff verschwand allmählich aus ihrer Sicht. Die beiden Männer darin waren vermutlich bereits tot. Es wäre unmöglich, sie zu retten, selbst wenn sie es verdient hätten.

Johnny blickte ihm mit zusammengekniffenen Augen nach. Seit sechs Jahren hörte er von diesen Jägern, den Psychopathen des Landes, die zu ihrem Vergnügen die für gesetzlos erklärten Seegeborenen töteten. Aber heute war es das erstemal gewesen, daß er zwei von ihnen von Angesicht zu Angesicht gegenübergestanden hatte.

Doch das war seine Absicht gewesen. Das war der Grund, weshalb er vor dem Tunneleingang auf sie gewartet hatte. Er hatte gesehen, was er vermutete. Die Jäger waren nicht zufällig hierhergekommen. Irgendwie hatten sie Maytigs kleines Boot mit voller Absicht verfolgt. Und es war Johnny Joya gewesen, auf den sie es abgesehen hatten.

Deshalb erschien es ihnen fast zu schön, um wahr zu sein, als sie den Mann vor sich sahen, den sie suchten. Und sie hatten an eine Falle gedacht und waren deshalb vor Schrecken und Unentschlossenheit wie erstarrt gewesen, während Konquistador von unter dem Eisberg auf sie zuschoß und sie ramnte.

Irgend jemand an Land hatte sie geschickt, ihn, Johnny zu töten. Der einzige, auf den der Verdacht zweifellos sofort fiel, war Kai Ebberly, der wußte, daß die Seehauptleute sich mit ihrem früheren Führer in Verbindung setzen würden. Aber Ebberly wußte auch, wie notwendig Johnny für Verhandlungen zwischen ihm und dem Seevolk war. Er würde also kaum ein Attentat ausgerechnet auf den Mann verüben lassen, mit dem er sich am besten verständigen konnte.

Dem Analog hatte Johnny ganz deutlich entnommen, daß Ebberly, Triebkraft und größter der Barone, zweifellos eine der beiden Landlunten zu Armageddon in der Hand hielt. Es war ihm jedoch nicht geglückt, zu lesen, wer die andere kontrollierte. Er hatte sich im Labyrinth des Anlogs nur als unerkennbarer Schatten abgezeichnet.

Jetzt versuchte Johnny es mit voller Absicht, diese Schattengestalt heranzuziehen. Aber durch seine Verwicklung mit den im Analog gespiegelten Ereignissen war sein Blick in diese selbsterrichtete Struktur getrübt und verzerrt. Er würde die Identität dieses zweiten durch direktere, andere Mittel herausbekommen müssen – es sei denn, dieser andere gab sich selbst zu erkennen, indem er sich ihm näherte.

Geschehnisse würden die Situation formen. Nach dieser entstandenen Form mußte er dann seine Handlungen planen. Als nächstes kam jedenfalls die Angelegenheit, deretwegen Maytig und Pat ihn besucht hatten. Er wußte, worum es ging, aber im Augenblick wagte er es nicht, das Ausmaß seines dem Analog entnommenen Wissens irgend jemandem zu offenbaren. Am wenigsten Maytig – der so plötzlich zwischen ihnen entstandenen emotionalen Bande wegen nicht. Denn jetzt hatte er seine Hand

auf das Rad gelegt und konnte es nicht mehr zurückdrehen. Und die Ereignisse mochten sehr leicht dazu führen, daß er hart, ja skrupellos sein mußte – selbst gegen sie –, um sowohl die See als auch das Land zu retten. Deshalb mußte er jetzt so tun, als kenne er den Grund ihres Kommens nicht.

Er wandte sich an Maytig und Pat. „Wollt ihr mir nicht verraten, weshalb ihr die weite Reise zu mir auf euch nahmt?“

„Ebberly will mit dem Seevolk verhandeln“, erwiderte Pat. „Und das Volk will, daß du für sie sprichst. Auch ich persönlich möchte dich darum bitten.“ Er warf einen Blick auf Tomi, der sich immer noch an der hohen Rückenflosse des Wals festhielt. „Sie können sich um Tomi kümmern, während du an Land bist.“

„Ist schon gut“, murmelte Johnny. „Es wird ohnehin Zeit, daß er wieder einmal unter seinen eigenen Leuten ist.“

„Dann kommst du also mit?“ fragte Maytig.

Er blickte sie an. „Wußtest du es denn nicht?“

„Doch“, erwiderte sie leise. „Aber es zu wissen – und dich jetzt zu kennen, läßt es irgendwie aus einem anderen Blickwinkel sehen.“

## 6.

Sie versenkten den Seeschlitten und die Energieaggregate auf dem Meeresgrund unter dem Packeis und markierten die Stelle. Dann stiegen sie alle in den Viersitzer und brachen zu den Gewässern zwischen Korallenmeer und Tasmansee auf, wo Maytigs Seelabor östlich des Großen Barriereriffs vor Australiens Westküste manövrierte.

Konquistador und Baldur sollten ihnen folgen. Sie

würden eine Weile brauchen, aber ihre Orientierungssinne, die bereits die erste seegeborene Generation von ihnen angenommen hatte, würden den Delphin und Mörderwal schließlich zu Tomi ins Seelabor bringen, auch wenn die beiden Zetazeen es nie zuvor gesehen hatten.

Inzwischen kam das Boot mit seinen vier Passagieren im Seelabor an, und man unternahm sofort Schritte, Pat beim Unterhaltungssitz Süd in der Nähe von Sidney an Land zu bringen, wo er ein Treffen zwischen Johnny und Kai Ebberly arrangieren konnte.

Das Seelabor bestand aus zwei ringförmigen Heimen, die durch Magnetverbindungen übereinander zusammengehalten wurden. Es beherbergte das etwas mehr als zwanzigköpfige Personal, von dem ständig vier Mann in zwei Zweisitzern das umgebende Gewässer patrouillierten, um das Labor vor Jägerschiffen zu warnen und zu schützen. Im Augenblick befand es sich nordwestwärts in Bewegung, um einen gigantischen Tiefseecephalopoden zu beobachten. Johnny, der mit Tomi und Maytig zusah, wie ein Boot mit Navigator für Pat bereitgemacht wurde, staunte über den Respekt, den die Laborbesatzung dem Mädchen zollte. Aber es war mehr noch als Respekt, es war eine seltsame Mischung aus Zuneigung und Ehrfurcht.

„An der Küste außerhalb Savannah Stand wird dich jemand vom Land abholen“, sagte Pat zu Johnny, ehe er in das Boot stieg. „Ich kenne zwar die Einzelheiten nicht, aber Ebberlys Plan im Großen. Man wird dir Kleidung und eine Kreditkarte aushändigen und dich zum Bahnhof bringen. Dort nimmst du die Untergrundbahn zum Transportsitz Nord in der Nähe von Land O’Lakes in Wisconsin. Ich erwarte dich am Eingang und bringe dich hinein. Ebberly gibt ein Dinner für die Barone, zu dem

ich mit Mila Jhan, der Unterhaltungsbaronesse, eingeladen bin. Wenn es vorbei ist, wirst du mit uns in der Privatrakete der Unterhaltungsgruppe nach Australien zurückfliegen.“

„In Ordnung“, murmelte Johnny. Das alte Gefühl der Verbundenheit, das sie als Kinder fast untrennbar gemacht hatte, erfüllte die beiden von neuem. Pat winkte Johnny noch einmal zu, ehe er das Verdeck des Kleinboots über sich schloß.

„Komm mit mir ins Büro, Johnny“, bat Maytig. „Ich möchte gern mit dir sprechen.“ Sie drehte sich zu dem Jungen um. „Tomi, sieh dich ein bißchen um, ja?“

„Ich werde ein wenig höher tauchen“, erklärte Tomi. „Das Wasser hier fühlt sich anders an. Ich möchte mich damit vertraut machen, bevor Baldur und Konquistador übermorgen ankommen.“

„So schnell können sie es nicht schaffen“, warf Maytig ein.

„Doch, übermorgen sind sie hier“, versicherte ihr der Junge. Er legte den Kopf ein wenig schräg, als sähe und lausche er auf etwas außerhalb des Seelabors. „Sie können viel schneller schwimmen, als du glaubst, wenn sie es wirklich wollen. Sie werden allerdings sehr müde sein, wenn sie ankommen.“

Er drehte sich zu den Wandschränken um und holte sich eine Wasserlungge und eine Sonarpistole heraus. Maytig führte Johnny in ein kleines Büro.

„Ich möchte, daß du dir ein paar Filme ansiehst.“ Sie drückte auf eine Taste auf ihrem Schreibtisch, auf dem sich gleich darauf das dreidimensionale Bild eines Kleinheims abzeichnete. Dieses Kleinheim wurde von den Drittgenerationseltern, einer Zweitgenerationsgroßmutter und einem Viertgenerationsjungen, etwas kleiner als

Tomi, bewohnt. Dieses Kleinheim bewegte sich durch hundert Faden Tiefe, hob sich für wenige, vorsichtige Augenblicke bis an die Meeresoberfläche, und tauchte hin und wieder hinab zum Tiefseegrund, um sich im Radiolarienschlamm vor den vom Land kommenden Jägern zu verstecken. Johnny erschien die Familie weniger fröhlich, als das Volk noch vor sechs Jahren gewesen war. Doch das war es nicht, was seine Hauptaufmerksamkeit erregte. Sein Blick konzentrierte sich auf den Jungen. Steif richtete er sich auf seinem Stuhl auf.

„Wie alt ist das Kind?“ fragte er schließlich.

„Sechs Monate jünger als Tomi“, murmelte Maytig. Johnny sah sie an. „Ich verstehe“, sagte er leise.

„Das nahm ich an“, erwiderte sie. Sie schaltete den Film aus. „Jetzt weißt du also, wie es ist. Er ist nicht viel jünger als Tomi, aber so gut wie überhaupt nicht über seine Drittgenerationeltern weiterentwickelt, während Tomi sowohl physisch als auch im Wachstum seiner Instinkte weit fortgeschritten ist. Sicher, er ist der älteste der vierten Generation – und dein Sohn. Aber der Hauptgrund seines Unterschieds zu den anderen liegt doch darin, daß er sich ohne Furcht und Einschränkungen in der Nähe der Oberfläche frei entwickeln konnte. Diese Chance hatten die anderen nicht. Und wer weiß, ob ihnen noch genügend Zeit bleibt, ehe sie erwachsen sind, all die natürlichen Instinkte zu entwickeln, die Tomi als so selbstverständlich erachtet.“

„Soll ich das Ebberly sagen?“ fragte Johnny.

„Wenn du es für richtig hältst. Erkläre ihm, daß wir die seichten Gewässer und die Meeresoberfläche brauchen – selbst wenn wir die Lander töten müssen, um sie zu bekommen.“

„Die Lander töten?“ Trotz seines aus dem Analog ge-



wonnenen Wissens lief es Johnny kalt über den Rücken. Hier war sie also, die Zündschnur in der See, die er gesehen hatte.

„Ja“, sagte Maytig fest. Wieder drückte sie auf eine Taste, und die Schreibtischplatte wurde zu einer Weltkarte – auf der jedoch Wasser und Land andere als die vertrauten Formen und Proportionen hatten. Johnny beugte sich mit gerunzelter Stirn darüber. Die Art, wie das Mittelmeer sich weit über die jetzigen Landmassen Afrikas, Europas und Asiens schob, war nicht neu.

„Das ist ja die Tethys-See zur Permzeit des Paläozoikums“, murmelte er.

„Nein“, entgegnete Maytig mit so angespannter Stimme, daß er hochsah. „So wird die Welt aussehen, wenn das Land uns zum Überlebenskampf zwingt.“ Sie holte tief Atem. „Hast du vom Feuerring gehört?“

„Der Gürtel vulkanischer Gebiete im Pazifischen Ozean?“

Sie nickte. „Wir vermuteten schon seit einiger Zeit, daß es gewisse Auslösepunkte an bestimmten Stellen unterhalb des Meeresbodens auf der Mohorovicic-Diskontinuität gibt, dort wo der Erdmantel die Erdkruste berührt – Stellen, von denen das gegenwärtige Gleichgewicht der Erdkruste abhängt. In den vergangenen Jahren haben wir diese Auslösepunkte gefunden – oder zumindest genügend von ihnen, um etwas zu unternehmen. Wir haben bis zu ihnen hinuntergebohrt und Nuklearsprengstoff gelegt. Wenn wir diese Explosionen auslösen, wird das Gleichgewicht der Erdkruste zerstört. Und das wird das Ergebnis sein ...“ Sie deutete auf die Weltkarte. Sie blickte Johnny nicht an, als sie fortfuhr. „Du verstehst. Wir, das Seevolk, können die eintretenden Veränderungen in der Mitte der Tiefsee ohne Gefahr für uns abwar-

ten. Aber der Großteil der gegenwärtigen Kontinente wird versinken. Und was übrigbleibt, wird von Fluten, Erdbeben, Feuer und Stürmen verwüstet werden.“

Sie ließ sich auf den Stuhl fallen und sah aus, als wäre sie froh, die ungeheure Bürde, die auf ihr gelastet hatte, jetzt auf einen anderen abwälzen zu können.

„So ist es, Johnny“, murmelte sie. „Seit fünf Jahren bin ich für die vierte Generation verantwortlich. Ich muß entscheiden, wieviel mehr dieses unnatürlichen Lebens die Kinder noch ertragen können, ehe sie ihr Geburtsrecht der höherentwickelten Sinne – über die der dritten Generation hinaus – verlieren. Denn die Veränderung in uns Seegeborenen ist evolutionsbedingt, Johnny. Das jedenfalls haben die von meiner Großmutter begonnenen Forschungen ergeben. Auf dem Land ist die Entwicklung stehengeblieben. Aber unsere Rückkehr in die See nach Hunderttausenden von Jahren brachte die Evolution wieder ins Rollen. Nicht nur des Seevolks wegen haben wir das Recht, das Land zu vernichten, Johnny, sondern für die Zukunft der menschlichen Rasse.“

Sie hielt inne. Ihre Stimme nahm einen neuen Klang an. „Bis jetzt hing es von mir ab, den Befehl zur Landvernichtung zu geben. Aber jetzt bist du zurück, und nun ist es deine Sache.“

Ihre Augen verrieten Kummer, daß sie ihm diese Last aufbürden mußte, ihm, den sie so plötzlich liebte. Johnny bemühte sich, seine eigenen Gefühle nicht zu zeigen.

Denn dies war die Zündschnur in der See, deren Existenz ihm der Analog verraten hatte. Und es war genau, wie er seit dem ersten Blick auf Maytig in seinem Bergheim befürchtet hatte. Maytig und die Lunte waren miteinander verbunden. Sie, Ebberly, der schattenhafte Andere an Land, und der noch unentdeckte Zündschnurhal-

ter, der sich irgendwo *in der See auf dem Land* befand, waren die vier, gegen die Johnny vorgehen mußte. Und so, wie er Ebberly – oder jeden der anderen – möglicherweise vernichten mußte, damit Land und See weiterleben konnten, mußte er vielleicht auch sie vernichten, deren Augen soviel Liebe und Sympathie für ihn verrieten.

## 7.

Pat wartete in der Halle des Transportsitzes Nord, als er in Land O'Lakes an der Grenze von Wisconsin-Michigan ankam. Der Bahnhof des Sitzes war so groß wie der einer Kleinstadt. Pat wies den Posten in der blauweißen Transportuniform ihre Passierscheine vor, ehe sie in ein parkähnliches Gelände hinaustraten und dort eines der verschiedenen Laufbänder nahmen, das sie mit fünfundzwanzig Stundenkilometer ihrem Ziel entgegnetrug.

„Ja, es ist ein ziemlich großes Gelände“, sagte Pat, als er Johnnys gehobene Brauen bemerkte. Sie fuhren nun unter den Schatten dichter Baumkronen auf das Ufer eines Sees zu, an dem ein riesiges, bungalowähnliches Gebilde stand, das, genau wie eine dem See zugewandte Plattform, von Hecken umgeben war. Diener in Livree servierten dort den Gästen an einer hufeisenförmigen Tafel Speisen und Getränke.

An ihnen vorbei brachte das Laufband Pat und Johnny direkt in das Innere des Gebäudes. In der Halle erwartete sie ein weißhaariger Mann in salopper Kleidung.

„Ich bin Patrick Joya“, sagte Pat zu ihm.

Der Mann nickte wortlos und führte sie durch mehrere Zimmer in einen niedrigen, aber großen Raum, der zum Teil Herren-, zum anderen Arbeitszimmer war. Vor der zum See hinausführenden Terrasse stand ein schwerer

Schreibtisch, ansonsten befanden sich nur tiefe, weiche Sessel und kleine Tischchen in dem Raum.

„Warten Sie hier“, bat der Mann. Er verschwand durch eine Tür. Pat setzte sich in den Sessel, der dem Schreibtisch am nächsten stand, und Johnny sich daneben.

„Du kennst doch Kai Eberly?“ fragte Pat.

„Ja, von seinen Besuchen in der Raumakademie“, erwiderte Johnny. „Ich war Kadettenoberst.“

„Ja, natürlich. Irgendwie erscheint es mir noch gar nicht so lange her zu sein ...“ Er hielt inne, als zwei Männer in den Raum traten.

Einen erkannte Johnny sofort als Eberly. Beim Anblick des kleineren, mit den merkwürdig breiten Schultern, mußte er erst überlegen, ehe er sich erinnerte, daß es Barth Stuve war, der, kurz bevor die Kadetten die Akademie verließen, Konstruktionsbaron geworden war. Noch bevor er ihn wiedererkannte, war ihm aufgefallen, daß Stuve ihn mit seltsamer Konzentration musterte.

„Oh, Sie beide?“ Eberly blieb abrupt stehen. „Ich hatte fast vergessen.“ Er wandte sich an seinen Begleiter. „Ich habe etwas Privates mit diesen Männern zu besprechen, Barth. Wir sehen uns in Kürze beim Bankett. Bis dann.“

Seine so alltäglichen Worte klangen wie ein Befehl. Barth Stuve nahm zögernd die Augen von Johnny, murmelte etwas und verließ das Zimmer.

Eberly, ein kompakt aussehender Spätvierziger mit eckigem Gesicht, rötlichem, an den Schläfen grauem Haar und Pranken von Händen, kam näher. Johnny erinnerte sich, daß Eberlys Sommersprossen seltsamerweise immer erblaßten, wenn sein Gesicht vor Ärger rot anlief, was häufig geschah. Die undurchsichtigen blauen Augen unter den buschigen strohblonden Brauen blickten ihnen

entgegen. Er ließ sich in ihrer Nähe in einen Sessel fallen und schnippte mit den Fingern. Ein Diener eilte herein.

„Setzen Sie sich wieder“, forderte Eberly die Vettern auf. „Was möchten Sie trinken?“

„Nichts“, erwiderte Johnny. „Ich würde es begrüßen, wenn Sie sofort zur Sache kämen.“

Eberly starrte ihn an. Johnny starrte ungerührt zurück. Die blauen Augen des anderen verrieten den Bruchteil einer Sekunde ungewohnte Unsicherheit, dann lachte er kurz und schickte den Diener wieder aus dem Zimmer. „Ich habe Ihnen einen Vorschlag zu machen“, erklärte er und sah beide an. „Das heißt, es ist mehr als ein Vorschlag, es ist die einzige Lösung für Ihre Leute. Ich kann die Tatsache nicht ändern, daß der Rat der Barone Sie für gesetzlos erklärt hat. Man überstimmte damals meinen Einwand. Aber ich kann allen Ihren Leuten Sicherheit bieten – für eine Gegenleistung.“

„Eine Gegenleistung?“ fragte Pat.

Eberly blickte ihn durchdringend an. „Hatten Sie geglaubt, ich würde den Philantropen spielen? Alles im Leben hat seinen Preis. Sie wissen, woran ich interessiert bin. An den Sternen. An der Überlichtgeschwindigkeit, die uns aus dem Sonnensystem hinausbringen kann. Das ist es, was die Welt braucht, und ich werde es ihr geben. Damals schon – ehe Sie Ihre Seekadetten aus der Raumakademie zurückzogen – versuchten wir durch unser Studium der Raumfledermäuse ans Ziel zu kommen.“

„Und Sie konnten keine geeigneten Freiwilligen – qualifizierte Kadetten – an Land finden, die uns hätten ersetzen können. Richtig?“ fragte Johnny. „Also mußten Sie die Akademie schließen.“

„Das stimmt.“ Eberly blickte ihn grimmig an. „Ich versuche nicht, die Fähigkeiten Ihrer Leute zu schmälern,

nur um einen besseren Handel zu erzielen. Die Menschen an Land glauben nicht mehr daran, daß wir ferne Sterne erreichen können. Aber es ist nicht ihre Schuld. Die Enge ist es, und dieses *Spiel des Lebens*. Aber vergessen wir das für den Augenblick. Ich brauche Raumkadetten. Sie besorgen sie mir, damit ich meine Akademie wieder eröffnen kann, und ich garantiere Ihnen, daß Ihr Volk nicht mehr gejagt wird.“

„Wie?“ fragte Johnny. Aber seine Stimme klang abwesend. Er beobachtete Eberly, als wäre ihm dessen Gesichtsausdruck wichtiger als die Antwort.

„Kommen Sie an Land – in kleinen Gruppen zu meinen Transportstationen. Ich werde dort Leute postieren, die Ihnen unser Gruppenzeichen anstecken und Sie zu Transportangehörigen machen. Sind Sie das erst, kann keiner einer anderen Gruppe etwas gegen Sie unternehmen. So ist die Gesellschaftsordnung hier an Land. Die Theorie der Gruppenprotektion für ihre einzelnen Mitglieder ist so gut wie unantastbar.“

„Täuschen Sie sich nicht?“ fragte Johnny sanft. Wieder starrte ihn Eberly mit einer Spur von Unsicherheit an.

„Was wollen Sie damit sagen?“ fragte er schließlich. Johnny erhob sich.

„Ich werde mir Ihr Angebot überlegen“, erklärte er. „Ogleich eine große Zahl der Seegeborenen in den vergangenen sechs Jahren durch die Lander starben, und obwohl ich mir nicht sicher bin, daß das Ganze nicht Ihre Machination war, um uns zur Rückkehr in die Raumakademie zu zwingen.“

„Bei Gott!“ Eberly sprang auf die Füße. Einen Augenblick sah es aus, als würde er sich trotz ihres Größenunterschieds auf Johnny stürzen. Doch dann faßte er sich

wieder. Johnny hatte sich weder gerührt, noch auch nur mit der Wimper gezuckt. „Vielleicht dachte ich unbewußt schon voraus, als ich mich vor sechs Jahren vom Rat überstimmen ließ. Aber ich sage Ihnen eines, Joya. Ich habe noch nie gelogen oder mein Wort gebrochen. Wenn ich vorausdachte, schäme ich mich dessen nicht. Denn wenn ich die Menschheit schließlich doch endlich aus dem Sonnensystem hinausführen kann, war es das wert!“

Er blickte Johnny hart an, dann drehte er sich um und trat hinter seinen Schreibtisch.

„Ich gehe jetzt zum Bankett“, sagte er über die Schulter zu Pat. „Sehen Sie zu, daß Sie einen Ort für ihn finden, wo er nicht gesehen wird, ehe Sie selbst zu Tisch kommen. Sie wissen, was Sie tun müssen.“ Er öffnete eine Schreibtischlade, holte etwas heraus und warf es Johnny zu.

Johnny fing es auf und betrachtete es. Es war ein mit einem Korken verschlossenes Reagenzglas, zu drei Viertel mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt. Er zog den Stöpsel heraus und roch daran.

„Seewasser“, murmelte er. „Von der Küste, der Narangansetbucht. Und – was wollen Sie damit?“ Er blickte Eberly an.

„Ich mußte fünfzigtausend dafür bezahlen, daß jemand diese Probe für mich stahl“, brummte Eberly. „Sie enthält eine laborentwickelte schwimmfähige, eigenständige Mutation der Salmonellenbakterie. Der Inhalt des Reagenzglases reicht aus, sich so weiterzuentwickeln und zu vermehren, daß er in etwa hundert Jahren alle Warmblütler des Meeres, einschließlich der Menschen, vernichtet hat. Man glaubte einmal, die Ozeane seien zu groß, als daß man sie vergiften könnte. Aber das stimmt nicht mehr.“

Er schob die Lade wieder zu und kam um den Schreibtisch herum. „Es gibt einige recht ungeduldige Elemente an Land“, brummte er. „Vor ihnen versuche ich Ihr Volk zu schützen. Lassen Sie sich also nicht allzu lange Zeit mit Ihrer Antwort.“

Er trat zur Tür hinaus. Nach einer kurzen Weile murmelte Pat: „Zumindest hat er den Ruf, sein Wort zu halten. Wenn er verspricht, sich um das Seevolk zu kümmern, sobald es an Land ist, wird er es auch tun.“ Er blickte Johnny verwundert an.

Johnnys Gesicht war düster. „Sein Wort ist nicht mehr wert als eine gefälschte Kreditkarte.“ Er schob das Reagenzglas in seine Tasche.

„Ich verstehe dich nicht!“ Pat sah ihn an. „Er hat immer sein Wort gehalten. Dieser Ruf geht ihm über die ganze Welt voraus.“

„Genau“, brummte Johnny. „Er achtet auf seinen Ruf, nicht sein Wort!“ Jetzt blickte er seinen Vetter an. „Du verlangst doch nicht von mir, daß ich ihm traue?“

„Um Himmels willen ...“ Es hörte sich an, als wollte Pat noch mehr sagen, aber er drehte sich um. „Wir sprechen später weiter. Jetzt muß ich dich erst einmal irgendwo für die nächsten fünfundvierzig Minuten unterbringen, während ich mich auf dem Bankett sehen lasse.“

Er führte Johnny aus dem bungalowähnlichen Gebäude und über ein Laufband zu einer mit Ranken überwucherten Laube, von der aus man die Bankettplattform sehen konnte.

„Hier kannst du ungestört warten“, versicherte er ihm. Er deutete auf ein schlankes, dunkelhaariges Mädchen, das mit dem Rücken zu ihnen an der Banketttafel saß. „Das ist Mila Jhan, die Baronesse der Unterhaltungsgruppe. Ich werde in ihrer Nähe sitzen, und du kannst



mich ständig im Auge behalten. Falls es zu unerwarteten Schwierigkeiten kommen sollte, werde ich dir ein Zeichen geben. Einverstanden?“

„Gut.“ Während Pat sich auf den Weg machte, setzte Johnny sich auf einen der weißen Stühle um einen ebenfalls weißen, runden Tisch. Seine Gedanken wollten sich gerade mit Eberly befassen, als er ein schwaches Geräusch vom Laubeneingang hörte. Er drehte sich um.

Jemand, dessen Gesicht im Schatten der dichten Ranken lag, stand dort. Aber die breiten Schultern der Pelzjacke waren unverkennbar.

„Hallo, Johnny Joya“, grüßte Barth Stuve mit weicher Stimme.

„Bitte?“ fragte Johnny.

„Oh, selbst nach sechs Jahren war es nicht schwer, Sie nach den Klassenbildern der Raumakademie wiederzuerkennen. Ich habe darauf gewartet, daß Sie einmal hierherkommen. Ich will mich schon seit langem mit Ihnen unterhalten.“

Die flüsternde Stimme klang plötzlich in der flüchtigen Stille auf der Plattform lauter als beabsichtigt. Man bat dort gerade Pat, etwas zu singen, und jemand drückte ihm eine Gitarre in die Hand. Johnny lächelte grimmig in der Düsternis der Laube. Stuve mußte irgendwie erfahren haben, daß er, Johnny, hierherkam, und hatte ihn erwartet. Und er wußte jetzt, daß dieser Mann die schattenhafte Gestalt im Analog war der zweite an Land mit einer Zündschnur für Armageddon.

„Wenn Sie mit mir sprechen wollten“, brummte Johnny, „weshalb haben Sie dann jemanden geschickt, um mich umzubringen?“

Stuve kicherte verhalten. „Ah, Sie sind darauf gekommen? Ich wußte, daß Pat im Auftrag Eberly in die

See zurückkehren würde – das bedeutete, daß er schließlich auch Sie aufsuchen würde. Ihn zu beschatten war ganz einfach. Ich mußte nur dafür sorgen, daß seinem letzten Essen an Land ein bißchen schweres, metallisches Salz beigefügt wurde, das noch eine ganze Woche Spuren in seinem Körper hinterlassen würde – und sich auf dem Schirm meines Jägerschiffs abzeichnete.“

„Das nicht mehr zurückkehren wird“, sagte Johnny finster.

Wieder kicherte Stuve. „Ich konnte meinen Vetter Larry nie leiden.“

Auf der Plattform spielte Pat die ersten Töne auf der Gitarre und begann zu singen:

„*Ich traf meine Bruder am Morgen ...*“

Johnny lächelte unwillkürlich in der Düsternis. Es war *Lukannon*, das Lied der Robben, das Rudyard Kipling vor fast zweihundert Jahren als Gedicht geschrieben hatte, die Hymne der von den Pelzjägern gejagten Robben, zu der Pat die Musik komponiert hatte, und die schließlich das Anthem des gejagten Seevolks geworden war. Er schleuderte es jetzt den Landern dort oben auf der Plattform ins Gesicht – die allerdings nicht ahnten, worum es ging.

„Sie haben meine Frage nicht beantwortet. Weshalb schickten Sie jemanden, mich umzubringen, wenn Sie mit mir sprechen wollten?“ wiederholte Johnny.

„Ich mußte sichergehen“, murmelte Stuve, übertönt von Pats Gesang. „Sie hätten ja vielleicht nach sechs Jahren nicht mehr derselbe sein können.“

„Derselbe? Warum machten Sie sich die Mühe, das herauszufinden?“

„Weil ...“ Stuve lachte leise. „Sie dann besser mit mir verhandeln als mit Ebberly.“

„Weshalb sollte ich überhaupt mit jemanden verhandeln wollen?“

„Sie wissen doch, daß Ihnen jetzt gar nichts anderes mehr übrigbleibt“, murmelte Stuve.

„... *du Riff von Lukannon* ...“ klang Pats Stimme laut von der Plattform.

*„Hoch sprießt dein saftiges Ried,*

*Und auf den leuchtenden Algen*

*des Meeres Dunsthauch glüht.*

*Trägst tausendfache Spuren, aus meiner Jugendzeit,*

*Als wir auf felsigen Gründen*

*nicht kannten Not und Leid!“*

„Ich wurde vom Seevolk nicht hierhergeschickt, um mit Ihnen zu verhandeln“, sagte Johnny.

„Wer redet denn vom Seevolk?“ brummte Stuve. „Sie brauche ich, Johnny, nicht die anderen.“

„Noch abwegiger“, brummte Johnny. „Ich wüßte nicht, weshalb ich für mich allein verhandeln sollte.“

„Es wäre jedoch besser für Sie“, sagte Stuve ernst. „Sie legten immerhin seinerzeit selbst die Führerschaft über Ihr Volk ab, um Ihren Sohn zu schützen. Haben Sie das vergessen? Oh, fragen Sie nicht, woher ich das weiß. Sie erklärten damals, daß Sie Ihre Leute nie wieder führen würden. Und nun haben Sie es sich offenbar doch anders überlegt. Weshalb?“

„Weil ich einer der ihren bin.“

„Nein, nein ...“ Wieder kicherte Stuve leise. „Sie sind so wenig einer von ihnen, wie Ebberly oder ich einer dieser ignoranten Narren an Land sind. Sie sind ein Führer, Johnny Joya. Sie mögen sich vielleicht selbst etwas vormachen über Ihren Grund, aber Sie folgen trotzdem Ihrer Überzeugung. Und wohin Ihre Führerschaft Sie bringen wird, ist schließlich ein Zusammenschluß: von zwei ge-

gen einen. Es gibt drei unserer Art auf der Welt, Johnny – Sie, mich und Ebberly. Aber nur Platz für zwei auf einer Seite. Im Augenblick haben Sie noch die Wahl zwischen Ebberly und mir, aber vielleicht schon bald nicht mehr ...“

Er zog sich in die Schatten zurück, bis er kaum noch zu sehen war. „Ich warte“, murmelte er so leise, daß selbst Johnnys seegeschärfte Ohren ihn kaum hörten. „Überlegen Sie es sich gut. Die Welt wird zusammenkrachen – sowohl an Land als auch in der See. Das ahnt nicht einmal Ebberly – nur Sie und ich. Und niemand kann es abwenden. Aber Sie und ich, Johnny, als Partner, als Führer von Land und See, könnten es mit vereinten Kräften noch eine Weile aufschieben – wenigstens solange wir leben. Das ist mein einziger Wunsch – Frieden während meiner kurzen Tage. Und wir könnten es schaffen, wenn wir zusammenarbeiten, denn Sie und ich, wir kennen das Muster, die Struktur der Dinge - ein Muster wie in einem Gewebe. Und wie man die Fäden zieht oder spannt, so verläuft das Muster. Nur das Weben selbst läßt sich von keinem aufhalten. Denken Sie darüber nach, Johnny. Ein einzelner kann es nicht ungeschehen machen. Aber gemeinsam können wir die Fertigstellung des Musters hinauszögern. Vergessen Sie das nicht, Johnny, und nehmen Sie sich nicht zuviel Zeit ...“

Ein Rascheln war in den Schatten zu hören, und dann war Stuve verschwunden. Und auf der Plattform kam Pat zum Ende des wilden, traurigen Anthems:

*„Ich traf meine Brüder am Morgen,  
gebrochen, in großer Not,  
Die Jäger lauern im Wasser –  
mit ihnen lauert der Tod.“*

*Die Jäger lauern am Lande,  
sie dürsten nach Blut und Mord  
Und schießen und schlagen und treiben  
die Brüder vom Strande fort!  
Sie treiben uns zum Tode  
wie Schafe, Stück für Stück,  
Und dennoch wir singen die Hymne,  
die Hymne vom Robbenglück  
Am Riffe von Lukannon.  
Entflieht! Entflieht nach dem Süden!  
Und du, Gooverooska, geh!  
Und singe den Mächten des Meeres  
die Hymne von unserm Weh!  
Wirft wilder Sturm an die Felsen  
das leere Haifischei,  
Auf alten Tummelplätzen  
grüßt keiner Robben Schrei...  
Ihr Riffe von Lukannon,  
bleibt ihr auch ewig steh'n,  
Die Robben werdet ihr nimmer,  
ach nimmer wiederseh'n,  
Ihr Riffe von Lukannon!“*

8.

Ein wenig später holte Pat Johnny aus der Laube ab. Per Laufband begaben sie sich zu den privaten Startrampen, etwa acht Kilometer entfernt, und setzten sich in die bereitstehende Rakete. Hoch schossen sie über die Erdkrümmung in die Dämmerung des frühen Morgens. Um drei Uhr nachmittag landeten sie im Unterhaltungssitz Süd, nördlich von Sidney.

Pat, der mit Mila Jhan in der Raketenspitze gesessen

hatte, während Johnnys Platz am hinteren Ende gewesen war, brachte Johnny zum Laufband. Inzwischen nahm ein Flugzeug Mila Jhan an Bord. Das Laufband zog sich unter Eukalyptusbäumen dahin, aus deren ledrigem Laubwerk Koalabären neugierig herunterspäten. Ansonsten unterschied sich dieser Sitz wenig von dem der Transportgruppe Nord, nur daß die Luft würziger und trockener war und auch salzig nach dem Meer roch, das an einer Seite die Grenze des Sitzes war.

Pat stieß Johnny mit dem Ellbogen. „Schau, dort!“

Johnny sah eine der runden Plattformen, die als Stationen für die sich dort überkreuzenden Laufbänder dienten.

„Wir werden dort kurz anhalten“, murmelte Pat. „Ich möchte dir etwas zeigen.“

Ein paar Sekunden später stiegen sie auf die unbewegliche Oberfläche der Plattform. Pat drehte sich einem der drei sich hier überschneidenden Bänder zu. Es führte knapp an mehreren riesigen Eukalyptusbäumen vorbei, die gut so groß wie die kalifornischen Sequoien waren. Die Bäume, auf die Johnny jetzt blickte, ragten bestimmt hundert Meter in die Höhe.

„Jetzt – paß auf! Dort über den Bäumen!“

Einen Augenblick sah Johnny nur den blauen Himmel und die Nachmittagssonne. Dann, plötzlich, löschte die gewaltige, blutrote, gut siebenhundertfünfzig Meter breite Gestalt eines Raumschwimmers die Sonne und nahezu den ganzen Himmel aus. Und schon war sie über ihnen. Der Tag wurde fast zur Nacht. Die Koalabären erstarrten. Die freundlich grünen Bäume und das Gras schienen wie in Blut getaucht –

– und dann war sie wieder verschwunden.

Sie war verschwunden, als hätte es diese titanische, rotwallende Gestalt nie gegeben.

Johnny löste den Blick von dem jetzt wieder strahlend blauen und sonnenhellen Himmel. Er sah Pat an.

Pat lächelte. Er stieg auf das Laufband, das auf die Bäume zuführte.

„Dann war er also nicht echt?“ fragte Johnny.

„Doch, echt war er – nur nicht wirklich hier.“ Er blickte Johnny fest an. „Komm, sieh selbst ...“

Das Laufband führte sie zwischen den Bäumen hindurch, vorbei an blühenden Bäumen zu einer kleinen, ovalen Salzwasserlagune, die durch eine Baumgruppe vom Meer getrennt war.

In der Mitte dieser Lagune ragte eine Kuppel heraus, die Johnny für ein Observatorium oder ein Auditorium hielt. Das Laufband führte geradewegs über das Wasser darauf zu. Sie traten durch den Eingang und befanden sich in einer Art Theaterhalle mit der kreisrunden, erhöhten Bühne in der Mitte, und ringsherum die Sitze. Hinter der obersten Reihe befand sich ringsum ein schmaler Gang, auf dem, direkt neben der Tür, eine schlanke, dunkelhaarige Frau von bezaubernder Schönheit stand. Sie war Mila Jhan. Ihr Flugzeug hatte sie vor ihnen hierhergebracht.

„Johnny“, sagte sie und lächelte ihn an, als Pat sie bekanntmachte. „Ich kenne Sie schon fast so gut wie Pat – nach allem, was er mir über Sie erzählt hat.“ Sie streckte ihm nicht auf Landerweise die Hand entgegen, und Johnny fragte sich, ob sie diese Geste von sich aus ablehnte, oder ob sie von Pat wußte, daß die Seegeborenen sich diese Sitte abgewöhnt hatten. Sie war hochgewachsen und wirkte mit ihren ungemein feingeschnittenen Zügen und dem schmalen, perfekten Körperbau fast zerbrechlich. Ihre Schönheit kam jedoch trotz ihrer äußeren Vollendung mehr von innen heraus.

„Gehörte der Raumschwimmer Ihnen?“ fragte Johnny sie. Sie schüttelte den Kopf, daß ihr langes dunkles Haar das Oval ihres Gesichts noch dichter umrahmte.

„Pat ist dafür verantwortlich“, erwiderte sie. „Ich unterstützte ihn nur mit was immer ich ihm an Hilfe, Einfluß, Räumlichkeiten und Kredit angedeihen lassen konnte. Er wird Ihnen alles selbst erzählen.“ Sie legte kurz die Hand auf Pats Arm. Johnny machte sich seinen Reim darauf.

„Komm mit“, bat Pat. Er hielt hinter einer Gruppe von Sitzen der letzten Reihe an, die auf einen Knopfdruck zur Seite schwang und eine Rolltreppe freigab. Als sie darauf hinunterfuhren, schloß die Sitzgruppe sich automatisch über ihnen. Die Treppe endete zweifellos unter der Lagunenoberfläche neben einem runden Tank, der offenbar mit dem dunklen Wasser der Lagune gefüllt war. Mehrere Männer arbeiteten an mit dem Tank verbundenen Instrumenten. Einer von ihnen, ein junger Mann mit schütterem Haar und langer Nase kam auf sie zu.

„Johnny, das ist Leif Gurdum. Leif, mein Vetter Johnny Joya, von dem ich Ihnen erzählt habe“, machte Pat die beiden miteinander bekannt. „Leif ist der Leiter hier“, wandte er sich an Johnny.

„Freut mich, Sie kennenzulernen.“ Leif streckte Johnny die Hand entgegen. Die braunen Augen in dem länglichen, vor Gesundheit strotzenden Gesicht lächelten mit den Lippen. „Sie werden also in den Tank hineinsteigen?“

„Ja“, erwiderte Pat, ehe Johnny selbst antworten konnte. „Ich möchte, daß er sich persönlich mit einem Raumschwimmer unterhält. Sie haben doch einen für ihn, nicht wahr, Leif?“

Es war nicht eine Frage, sondern eine Feststellung. Zum erstenmal hörte Johnny aus Pats Stimme Befehlsgewalt.



Leif nickte. „Ja, wir haben uns gerade an einen der großen Blauen gehängt. Es befinden sich außerdem noch ein paar in Reichweite der Haupteinheit, falls dieser sich zurückzieht.“ Er führte sie durch das Labyrinth von Gerätschaften zu einer Schleusentür mit einer doppelten Magnetiris und einer Druckkammer dazwischen. Er deutete durch die transparente Wand.

„Beobachten Sie den Tank“, wandte Leif sich an Johnny. „Jetzt!“ rief er über die Schulter zurück.

Vor Johnnys Augen verwandelte sich die Dunkelheit des Wassers in die sternenübersäte Finsternis des Raumes. Johnny spürte ein wenig derselben Aufregung in sich, die ihn vor zehn Jahren mit anderen Seegeborenen seiner Drittgeneration den Ruf von Ebberlys Raumakademie hatte folgen lassen.

Von wo er stand, sah es aus, als blicke er in eine kugelförmige dunkle Höhle, mit Lichtern in allen Farben an der Wand verstreut – eine Höhle mit einer unsagbar fernen, kleinen kreisrunden Tür ins Tageslicht, das die zu einer Münze geschrumpfte Sonne war. Etwas bewegte sich in dieser Höhle. Es verdeckte die Lichter auf einem Teil der Wand. Im Näherkommen sah es aus wie eine fledermausförmige Schwärze, die jedoch auf phantastische Weise anschwell und bläuliche Farbe annahm, bis sie zusammengefaltet – so zumindest sah es aus – mit schwachen, wallenden Bewegungen jenseits der Wand hing. Es war ein gewaltiges blaues Feld aus energetisiertem Gas – ein lebendes Gas, das wie feinstes Seidenge-spinst mit phosphoreszierendem Glitzern aussah.

Diese Gestalt brachte Johnny eine weitere Erinnerung zurück, an die Zeit, als er sich mit fünfhundert Kadetten

der Raumakademie dichtgedrängt im Ausbildungsschiff jenseits des Marsorbits befunden hatte. Sie hatten zugehört, wie die Raumschlitten mit ihren Lehrer-Navigatoren das magnetische Feldnetz über einen Schwimmer von etwa der Größe dieses Wesens hier geworfen hatten. Das war vor etwas mehr als sechs Jahren gewesen.

Den damaligen Schwimmer hatte er nicht so nahe gesehen. Aber er entsann sich mit einem plötzlichen Verkrampfen seines Herzens, wie er sich gekrümmt hatte, wie er zusammenschrumpfte, dunkler wurde und schließlich starb. Er erinnerte sich, wie etwas in ihm dagegen aufbegehrt und dieses sinnlosen Todes wegen geweint hatte – und alle Seegeborenen in dem Trainingsschiff hatten reagiert wie er. Als sie danach in die Raumakademie zurückkehrten, waren alle einmütig bereit gewesen, die Akademie zu verlassen. Die Konsequenzen waren bekannt.

Johnny straffte die Schultern. Obgleich er es selbstverständlich besser wußte, erwartete er unwillkürlich, den Schwimmer vor seinen Augen schrumpfen und sterben zu sehen. Aber er hing unberührt, wie wallender Stoff in der Dunkelheit. Nur der Wechsel der Lichter an der scheinbaren Höhlenwand verriet, daß er sich gleichmäßig vorwärts bewegte.

Johnny blickte erstaunt auf das winzige Metallinstrument, das Leif ihm in die Hand gedrückt hatte. Es sah aus wie eine Motte mit den Schleierflügeln im 45-Grad-Winkel vom ovalen Körper ausgestreckt.

„Wir haben eine Robothaupteinheit hinter dem Mars“, sagte Leif gerade. „Sie schickt kleine Empfänger wie diese ‚Motte‘ hier aus, holt sie zurück und wartet sie. Eine folgt gerade dem Schwimmer, dessen Projektion Sie im Tank sehen. Die Empfänger benutzen einen Hoch-

schubionenantrieb, der gewöhnlich bei der Schwimmergeschwindigkeit nach einer halben Stunde bereits ausgebrannt ist. Doch dann übernimmt ein neuer Empfänger. Er speichert das Bild des Schwimmers und überträgt es auf die Haupteinheit. Und er kann Bilder um sich selbst projizieren – so wie die des Schwimmers, den Sie durch eine fliegende Einheit auf Ihrem Weg hierher über den Eukalyptusbäumen projiziert gesehen haben. Und natürlich entstanden auf diese Weise auch die Projektionen über den größeren Städten in letzter Zeit. Die Haupteinheit sendet Schwimmerprojektionen zu einer Relaisstation im Marsorbit, diese wiederum zu einer weiteren in der Erdumlaufbahn, und von dort zu uns hier.“

Johnny blickte auf die Schwimmerprojektion im Tank. „Wieviel Zeit geht bei der Übertragung verloren? Wann machte der Schwimmer, beispielsweise, die Bewegungen, die ich jetzt sehe?“

„Vor etwa fünf Sekunden.“ Leif lächelte. „Sie dachten vermutlich an Stunden, nicht wahr? Aber die Übertragung erfolgt durch Laserstrahlen mit einer Geschwindigkeit von zweihundertsiebenundneunzigtausendsechshundert Kilometer pro Sekunde. Wenn Sie sich jetzt in den Tank begeben, wird der Schwimmer, fünf Sekunden nachdem Sie ins Wasser gestiegen sind, Ihr Bild im Raum neben sich sehen.“

„Setz das auf.“ Pat drückte Johnny eine kleine Kappe aus Kupfer mit Schaumstoffrand in die Hand. An ihrer Stirnseite glühte ein rubinfarbiger Kristall.

„Das hier“, erklärte Leif und tupfte an den Stein, „ist das Neueste in Kristallographie. Es ersetzt die alten, aus den Telemetrieexperimenten an Tieren entwickelten Kontrollkappen. Der Kristall macht die Drähte unnötig, die operativ in das Gehirn hatten eingesetzt werden müs-

sen. Er überträgt die Information an das Gehirn und empfängt seine elektrischen Impulse. Er leitet sie durch unseren Sender hier an die Haupteinheit weiter, die die ‚Motten‘ zur Beobachtung des Schwimmers ausschickt und lenkt. Und diese Empfänger wiederum gehorchen Ihren Gehirnpulsen, Sie so an den Schwimmer heranzubringen, wie Sie es haben möchten.“

Johnny setzte sich die Kappe auf den Kopf. Der Schaumstoffrand schloß sich dicht um den Schädel.

„Hier ist eine Wasserlunge und Flossen“, sagte Pat. „Und eine Magnethülle.“

Ein paar Sekunden später tauchte Johnny durch die innere der doppelten Magnetiris. Er wußte, daß der plötzliche Druck von etwa sieben Meter Wassertiefe auf ihn eindrang, aber im Schutz der Magnethülle wurde dieser Druck im rechten Winkel zu seiner Körperoberfläche abgeleitet. Er spürte nur das Streicheln des kalten Wassers gegen seine Haut.

Gleich darauf tauchte er in dem Tank, in dem der Raumschwimmer nicht sichtbar war. Dann, von einer Sekunde zur anderen, schwamm er nicht länger, sondern schoß durch die Höhle aus Dunkelheit, den Sternepunkten und der Sonnenöffnung, die er von außerhalb des Tanks gesehen hatte. Er wandte den Kopf und blickte auf die wallende, eine halbe Meile breite Form des Schwimmers vor und unter ihm.

Er drehte sich um, um sich dem Schwimmer zu nähern, wie er es bei einem Meerestier getan hätte. Aber noch ehe er seine Muskeln koordinieren konnte, trieb er auf die gigantische, schillernde Schleiergestalt zu. Und schon befand er sich direkt über ihr, und ihm schien, als bedecke der gewaltige blaue Körper den ganzen Raum unter ihm.

Ein seltsames Gefühl erwachte in ihm. Zuerst glaubte er, daß das alles hier ihn an das Schwimmen im Meer erinnerte – die Freiheit der Bewegungen in alle Richtungen, nach oben, unten, links, rechts, überall hin. Das stimmte auch – aber was er empfand, war noch mehr. Es war vertraut auf eine Weise, die er nicht definieren konnte. Vertraut, aber – besser! Er suchte in seiner Umgebung nach einer Erklärung dafür, aber sie sagte ihm nichts. Er schien sich lediglich nach Impuls zu bewegen, allein durch Gedankenkraft. Er blickte durch die offenbar unendliche Leere des Raumes, und nur mit Hilfe des Sternenlichts jenseits des wogenden Rückens seines titanischen, stummen blauen Begleiters konnte er überhaupt feststellen, daß sie beide sich bewegten.

Wie schnell, oder wie langsam aber bewegten sie sich, das war die Frage. Unmöglich, es nach den funkelnden Sternen abzuschätzen. Wenn er erst wieder aus dem Tank war, konnte Leif es ihm vielleicht sagen. Doch im Augenblick interessierte es ihn nicht genug, als daß er jetzt gefragt hätte, selbst wenn er eine Möglichkeit gehabt hätte, es zu tun.

Er empfand nicht das geringste Bedürfnis, an die Menschen zu denken, die ihn von außerhalb des Tanks beobachteten. Das seltsame Gefühl in ihm war zu etwas Lebendigem angewachsen. Die Leute dort draußen waren so unwichtig, er vergaß sie und den unnatürlichen Ort voll Zwang und Druck und unaufhörlichem Existenzkampf, in dem sie lebten. Er befand sich hier in der unendlichen Weite natürlicher Freiheit.

Sein Rücken war jetzt der kleinen, so fernen Sonne zugewandt. Der Schwimmer und er ließen sie immer weiter zurück. Er näherte sich nun dem gewaltigen Teppich wallenden Blaus noch ein wenig mehr. Einen Au-

genblick lang, tatsächlich etwas länger als vier Sekunden, schwebte er mit konzentriertem Blick über ihm, und dann bemerkte er plötzlich die Spur eines Schattens auf dem Teil unmittelbar unter sich. Ein winziger Schatten von der Form eines Falters war es.

Und sofort war ihm, als spüre er etwas Neues. Doch kaum war er darauf aufmerksam geworden, war es auch schon wieder vorbei. Aber er zweifelte nicht daran, daß er es gespürt hatte. Es war genauso, als hätte er ein Signal gesehen oder gehört oder irgendwie empfangen, das ihm verriet, daß der Schwimmer jetzt auf seine Anwesenheit aufmerksam geworden war. Er spürte es, durch einen vertrauten, aber nicht identifizierbaren Sinn. Im gleichen Augenblick begann die riesige Gestalt sich von unter ihm wegzubewegen. Er drehte sich, um ihr zu folgen – und das Sternenlicht um sie veränderte sich bei ihren Bewegungen.

Er empfand eine freudige Aufregung und mit ihr eine Zielbewußtheit, die entweder von dem Schwimmer auf ihn überströmte, oder – auch wenn das merkwürdig schien – aus der Richtung ihres Fluges.

Und dieses Gefühl der Zielbewußtheit wuchs. Wie das warnende Heulen einer Sirene wurde es immer schriller, ja fast unerträglich. Instinktiv warf er seine Arme hoch, als müsse er sich gegen eine unsichtbare Barriere vor ihm schützen –

– und der Schwimmer verschwand!

Johnny blieb allein in der Sternenhöhle zurück. Aber nicht ganz allein. Eine Erinnerung verharrte – Nachwirkung eines blendenden Strahles auf der Retina der geschlossenen Augen. Den Bruchteil einer Sekunde hatte er geglaubt, einen Ort jenseits diesem zu sehen – ein Ort, wo die Konstellation der Sterne anders war; wo eine grö-

ßere, weißere Sonne einen flüchtigen Moment den blauen Rücken des Schwimmers aufleuchten ließ, der sich mit einer Geschwindigkeit von ihm entfernte, mit der es kein Ionenantrieb aufnehmen konnte.

Ein Druck anderer Kräfte hatte seinen vertrauten, aber undefinierbaren Sinn erregt, der erwacht war, als er dem Schwimmer zu folgen begann. Ein Muster anderer Art! Und plötzlich verstand er.

Dieses neue und doch vertraute, dieses auf angenehme Weise quälende, unidentifizierbare Gefühl, das sich in ihm seit Betreten des Tanks breitgemacht hatte – es war dasselbe, das er empfunden hatte, als er im Eisbergheim den träumenden Tomi berührte und etwas wie ein Funke zwischen ihnen übergesprungen war. Nur hatte er es diesmal von selbst, nicht durch einen anderen empfunden.

Es war das Labyrinth außerhalb des Anlags – der Ort der goldenen Träger, des Gerüsts – dieses andere Universum jenseits der Raumzeit, das für die normalen Sinne der Sterblichen erfassbar war. Ein größeres Universum war es, durch das die Raumschwimmer sich mit unmerklichen Sprüngen durch eine Entfernung von Lichtjahren ohne Zeitverlust bewegten. Doch nur einen Augenblick hatte er es gespürt, dann erlosch es mit dem Verschwinden des Schwimmers.

Und nun war er wieder im Wasser des Tanks und kletterte durch die Schleuse hinaus. Pat blickte ihm erwartungsvoll entgegen.

„Deshalb hast du dich also mit Maytig und dem Plan der Seehauptleute einverstanden erklärt, mich zu bitten, das Volk zu führen“, murmelte Johnny nachdenklich.

„Nicht nur das Seevolk“, erwiderte Pat. Seine Züge waren angespannt. „Hast du etwas gespürt, als du den

Schwimmer verfolgt? Ich meine, *gespiert*, wie noch nie zuvor?“

„Ja“, erwiderte Johnny kurz.

„Dann weißt du es. An meiner Überzeugung hat sich nichts geändert. Ich bin immer noch der Ansicht, daß das Land ein Teil von uns ist. Wir dürfen uns nicht vom Rest der menschlichen Rasse abwenden. Es ist nicht die Schuld der Menschen, daß sie an Land so geworden sind. Es kam durch die Enge – weil sie nirgendwo mehr hinkonnten, weil sie die Hoffnung verloren, daß ihr Traum, die Sterne doch noch zu erreichen, sich erfüllen könnte. Und so habe ich seit sechs Jahren hier an Land versucht, ihnen diese Hoffnung wiedergeben zu können. Aber nun stehen wir vor einer undurchdringlichen Wand.“

„Wand?“ fragte Johnny.

„Erklären Sie es ihm, Leif“, befahl Pat.

„Wissen Sie, was sie sind?“ fragte Leif. „Die Raumschwimmer, meine ich?“ Johnny schüttelte den Kopf. „Nun, genau wie wir Menschen hauptsächlich Wasser in einer Hülle festen chemischen Aufbaus sind, sind die Schwimmer Gas in einer Hülle aus magnetischen Kräften – ähnlich den Kräften der Druckhüllen, die ihr Seegeborenen unter Wasser trägt. Ihre Magnetkräfte gestatten ihnen irgendwie, sich einem ganzen Netzwerk magnetischer Kräfte anzuschließen, das außerhalb unseres normalen Raumzeituniversums existiert. Wir nehmen an, daß es sich dabei um Kräfte handelt, die möglicherweise mit dem Magnetfeld unserer eigenen Galaxis zusammenhängen – ein Feld mit einer Kraft von etwa drei Trillionen Ampere ...“ Er blickte Johnny an. „Sie folgen mir doch?“ Johnny nickte.

„Unsere Theorie ist also“, fuhr Leif fort, „daß ein komplexes Netzwerk linearer Subkräfte mit diesem Ma-



gnetfeld verbunden ist – und daß die Schwimmer diese Kräfte, die außerhalb des physischen Universums liegen, wie wir es nennen, irgendwie anzapfen und sich dadurch im physischen Universum ohne Zeitverlust von einem Punkt zum anderen bewegen können, gleichgültig, wie weit diese Punkte voneinander entfernt liegen.“

Wieder nickte Johnny.

„Aber das Problem ist ...“ Leif verzog schmerzlich das Gesicht, „... daß wir hier im Labor die Schwimmer nur untersuchen können, solange sie sich im physischen Raumzeituniversum aufhalten. Wenn sie es verlassen, um in jenen Komplex von Subkräften einzutauchen, sind wir hilflos, weil unsere Instrumente dem physischen Universum angehören und ihnen deshalb nicht folgen können. Also sind wir am Ende angelangt. Nur Menschen wie Sie und Pat – und der Rest Ihres Seevolks könnten weiterkommen.“ Leif seufzte. „Ich war selbst schon oft im Tank und hängte mich den Raumschwimmern an – wie alle anderen auch, die hier arbeiten. Aber wir empfinden nichts, spüren nichts, wie Pat es nennt, wenn die Schwimmer ‚eintauchen‘, verschwinden, meine ich. Doch Pat spürt es jedesmal, und jetzt auch Sie. Die logische Folgerung ist demnach, daß die Seegeborenen einen besonderen Sinn für diese Subkräfte haben, der uns Landern fehlt.“

Eine kurze Weile herrschte Schweigen. „Verstehst du?“ sagte Pat. „Das Land ist nicht in der Lage, zu finden, was es braucht. Darum muß die See helfen, wenn beide überleben sollen. Du hast gehört, was Ebberly über die Salmonellenmutation sagte. Früher oder später wird irgendein verantwortungsloser Psychopath sie in die Hände bekommen und das Meer verseuchen. Und ich zweifle nicht daran, daß das Seevolk eine nicht weniger

tödliche Waffe zur Verfügung hat, die das Land vernichten könnte. Maytig ließ es durchblicken. Es gibt nur einen Ausweg!“ Er blickte seinen Vetter fest an, aber Johnny schwieg.

„Land und See müssen zusammenarbeiten“, fuhr Pat fort, „oder sie werden sich gegenseitig vernichten. Wir müssen den ersten Schritt zur Versöhnung tun, ihnen da helfen, wo sie selbst nicht weiter können. Wir werden den Weg zu den Sternen für sie finden, ihnen die neuen Welten geben, die sie brauchen, denn die See können wir ihnen nicht überlassen. Es ist der einzige Ausweg, Johnny! Der *einzigste*! Denn es stimmt nicht, daß wir verschiedene Arten von Menschen sind, in der See und an Land. Sicher, es hat Veränderungen in den seegeborenen Generationen gegeben, aber deshalb sind sie noch lange nicht hundertprozentig gut und die Lander hundertprozentig schlecht. Wenn das Land wirklich so verrottet ist, was brachte dann die großartigen Schöpfungen der Musik, der Malerei, der Literatur und Architektur in den vergangenen dreitausend Jahren hervor? Ich sage dir, Johnny, die Menschen an Land und in der See sind gleich. Vielleicht mit einer anderen Hülle aus Fleisch und Blut, aber mit demselben menschlichen Geist, der sich nach der Freiheit sehnt und um sie kämpft! Johnny – hörst du mich? Verstehst du, was ich sage?“

„Du sagst“, erwiderte Johnny tonlos, „daß die Jagd auf unser Volk weitergehen muß. Daß die Bedrohung durch die Salmonellenmutation wie ein Damoklesschwert über unseren Köpfen hängen wird, während wir in Monaten oder Wochen etwas tun sollen, das niemand auch nur im Traum versucht hat. Und das für Menschen, die uns nur den Tod oder die Verbannung boten.“

„Ich weiß!“ rief Pat so wild und mit so funkelnden

Augen, daß Mila Jhan auf ihn zulief und ihre Hand auf seinen Arm legte, als wolle sie ihn zurückhalten. Er bewegte sich nicht, aber er schien auch ihre Berührung nicht zu bemerken. „Aber es gibt keinen anderen Ausweg! Wenn du an einen anderen glaubst, Johnny, dann finde ihn! *Finde ihn, Johnny!*“

## 10.

Der Seehauptmann des Großen Barriereriff-Gebiets hatte ein Kleinboot bereitgestellt, mit dem Johnny mit Hilfe seiner Seegeboreneninstinkte zur gegenwärtigen Position von Maytigs Seelabor fuhr. Während er durch das blaue Zwielflicht der Tiefe schoß, versuchte er wieder, wenn auch mit nicht allzu großer Hoffnung, klare Bilder aus dem Analog zu erhalten. Was er jedoch bekam, war lediglich ein chaotisches Kaleidoskop von Wahrscheinlichkeiten. Er hatte den Analog für sein Gegenstück, die echte Welt, verlassen, und es gab keine Rückkehr. Außerdem hatte der Analog im Grund genommen ohnehin seinen Zweck erfüllt. Er hatte ihm den Weg zu den vier Zündschnüren für das Armageddon gewiesen. Sie waren Maytigs Feuerring, Eberlys Angebot eines Landasylys für das Volk, Stuves Vorschlag einer Partnerschaft in einem kombinierten Weltreich von Land und See, und jene letzte, geheimnisvolle Lunte, *in der See auf dem Land*, die sich als Pats Forschungstank herausgestellt hatte.

Die gefährlichste und schlimmste der vier war Stuve, denn der Konstruktionsbaron war offenbar ein Genie besonderer Art, das, obgleich landgeboren, doch genauso gut wie Johnny das rote Glühen Armageddons am Horizont der Zukunft sah. Mit Stuve auf der Bildfläche konn-

te Johnny nicht, wie er es gern getan hätte, einen selbständigen Kurs einschlagen, um alle vier Zündschnüre auszulöschen. Um mit Stuve fertig zu werden, mußte er eine der bereits glimmenden Luntten so drehen, daß die drohende Explosion abgewandt wurde.

Die Wahl war nicht angenehm.

Den Weg Maytigs und des Volkes zu gehen, war die instinktive Antwort. Aber der Feuerring würde zur Überschwemmung von Millionen von Quadratkilometern Land und dem Auftauchen von totem Meeresgrund führen, auf dem alles verweste und verdorrte, was zu seiner früheren Wasserwelt gehört hatte.

Ebberlys Angebot anzunehmen, würde Armageddon nur ein wenig in die Zukunft verschieben und die Weiterentwicklung der Seesinne in den Kindern des Volkes kosten.

Auf Stuves Vorschlag einzugehen, gewährte zwar den Viertgenerationskindern die freie Entwicklung in der See, aber das Armageddon würde durch seine Aufschiebung zu solchem Ausmaß anwachsen, daß selbst die vierte Generation dagegen hilflos war.

Pat nachzugeben, bedeutete den Einsatz des Lebens des gesamten Seevolks. Es wäre nicht nur der Gefahr durch Ebberly und Stuve, sondern auch durch die Jäger und den bakteriologischen Tod ausgesetzt. Und das alles um der geringen Hoffnung willen, daß sie in wenigen Monaten erreichen konnten, wofür sie mit Jahren der Forschung gerechnet hatten. Nämlich, durch die Raumschwimmer das Geheimnis des Überlichtantriebs zu erfahren.

Aber Johnny mußte sich für eine dieser vier Alternativen entscheiden. Und er mußte die richtige Wahl treffen, denn eine zweite Chance würde es nicht geben. Während

er so durch die Hundertfadentiefe dahineilte, suchte Johnny mit all seinen Seeinstinkten, mit aller Erfahrung, die er durch die Errichtung des Analogs gewonnen hatte, nach einem Hinweis auf die richtige Antwort. Und da fiel ihm die vergessene Trumpfkarte ein – Tomi!

Durch Tomis Viertgenerationsfähigkeiten konnten die vier Möglichkeiten vielleicht überprüft und irgendwie die richtige festgestellt werden.

Baldur und Konquistador schwammen ihm entgegen, als er die Geschwindigkeit verringerte, um durch die Magnethülle der Kai-Iris zu stoßen. Er begrüßte sie und fuhr weiter. Maytig und Tomi, sagte man ihm, befänden sich in Maytigs Büro. Er lenkte seine Schritte darauf zu und blieb vor der Tür stehen, als er das fröhliche Lachen der beiden hörte.

Das übermächtige Glücksgefühl, daß die beiden, die er liebte, sich so gut verstanden, überwältigte ihn. Plötzlich schwächte seine eigene Emotion die Kraft, sich mit dem größeren Problem zu beschäftigen. Die Gefahr bestand, daß er nur noch versuchen würde, jene, die ihm nahe waren, zu schützen – und zum Teufel mit dem Rest der Welt!

Mit aller Willenskraft schüttelte er dieses Gefühl ab und trat ins Büro. Tomi und Maytig blickten vom Schreibtisch auf.

„Vater!“ rief Tomi. „Da bist du ja wieder! Konquistador und Baldur sind schon fast eine Woche hier. Sie kamen gleich am übernächsten Tag an, genau wie ich sagte.“

„Ich habe sie draußen gesehen, bevor ich anlegte“, sagte Johnny. Er trat an den Schreibtisch. „Was ist denn das?“ Sie hatten etwas gezeichnet, das vermutlich ein Tintenfisch sein sollte. Darunter war in großen Lettern das Wort „Mugger“ gekritzelt.

„Das ist der Tiefsee-Zeph, dem das Labor folgt und den es studiert. Ich nenne ihn Mugger, nach dem immer hungrigen Krokodil in Kiplings Geschichte. Er ist natürlich kein Krokodil, aber er bekommt auch nie genug zu fressen und ist genauso brummig.“

„Und“, sagte Maytig und blickte Johnny seltsam durchdringend an, „dein Sohn spricht zu ihm.“

Johnny war plötzlich hellwach, aber er ließ sich nichts anmerken. Es würde nicht schaden, herauszufinden, was Maytig wußte, ehe er selbst etwas verriet. „Das habe ich in seinem Alter ebenfalls getan.“

„Das meine ich nicht!“ Ihr Blick wurde noch durchdringender. „Tomi *spricht* mit dem Tiefseezephalopoden, so wie wir mit einem Delphin – oder ihr zu Konquistador.“ Sie wartete einen Augenblick auf Johnnys nicht erfolgende Reaktion. „Willst du es selbst sehen?“

Als Johnny nickte, rief Tomi: „Ich hole Konquistador, er hilft mir beim Dolmetschen!“

Zwanzig Minuten später tauchten Johnny, Tomi, Maytig und der Mörderwal in die Tiefe. Alle trugen Magnet-hüllen, Respiratoren – auch Konquistador, denn der Zephalopode befand sich in einer größeren Tiefe, als er gewöhnt war – und Spezialbrillen für die Infrarotlampen, die sie mitnahmen.

Nachdem sie die Zweimeilengrenze hinter sich hatten, erklärte Tomi, daß er den Meeresboden in seiner Nähe spürte. Ein paar Sekunden später fühlten die Drittgenerationsgeborenen mit ihren eigenen Seesinnen den roten Ton und Schlamm unter sich. Maytig richtete den Strahl der Lampe – der nur für die Menschen mit der Brille, jedoch nicht für die Seekreaturen sichtbar war – nun nach unten. Ein paar Sekunden später fiel er auf eine glatte, weite Ebene aus feinem grauen Trieb sand. Ein paar Fi-

sche mit grotesken Schädeln, deren Bartenden glühten, schienen in unterschiedlicher Entfernung unbeweglich über dieser Fläche zu hängen.

„Dort ist er!“ rief Tomi durch seine Maskenmembrane Johnny und Maytig zu. „Ich wußte doch, daß er irgendwo hier sein muß – he, benimm dich, Mugger!“

Johnny folgte Tomis ausgestreckter Hand und sah eine kabelähnliche, gewaltige Masse von zehn ungeheuerlichen Saugarmen. Im Infrarotlicht erschien sie orange. Als sie näherkam, war auch der Leib des Zephalopoden zu erkennen, der wie eine übergewichtige Rakete aussah. Johnny verstand jetzt Tomis letzte Worte, als er sah, wie einer der gewaltigen Tentakel sich in Richtung auf den Jungen und den Mörderwal ausstreckte, der im Verhältnis zu diesem Riesentintenfisch geradezu winzig wirkte.

Tomi hatte sein Sonargewehr mitgebracht – ein Spielzeug, verglichen mit dem gut fünfundsechzig Meter langen fleischigen Saugarm. Aber als der Junge es darauf anlegte, zog Mugger ihn hastig zurück, wie ein Kind, das beim Versuch Süßigkeiten zu stehlen, erwischt wird.

„Er ist wirklich recht freundlich“, klang Tomis Stimme verzerrt durch das Wasser. „Er läßt sich nur nicht gern etwas Eßbares entgehen. Das kommt daher, weil er so alt ist.“

Johnny, der das Ungeheuer betrachtete, verstand. Der Tintenfisch hatte schon zu lange gelebt. Er konnte nicht mehr Jagd nach der Menge von Beute machen, die seine gewaltige Masse benötigte. Dieser verzweifelte Hunger zwang immer wieder seinesgleichen an die Oberfläche, wo sie Wale oder alles andere Verdauliche angriffen, das sie nur finden konnten.

„Er ist jetzt brav!“ versicherte ihnen Tomi. „Kommt schon!“

Johnny und Maytig folgten Tomi, der unbesorgt mit dem Mörderwal an seiner Seite über die Mitte dieses Nestes aus gigantischen Tentakeln schwamm. Drei Meter über der gewaltigen Masse, mit einem Auge von der Größe eines Automobilrades, das zu ihnen hochblickte, hielten sie an.

„Schau, Mugger“, sagte Tomi. „Das ist mein Vater.“ Konquistador bewegte sich ein wenig. Das phantastische Auge starrte weiter zu ihnen hoch.

„Er kann sich unter einem ‚Vater‘ nichts vorstellen“, erklärte Tomi. „Daran hätte ich eigentlich denken müssen. Aber er versteht jedenfalls, daß ihr zu mir gehört und er euch nicht fressen darf. Er ist wirklich sehr intelligent. Oder vielleicht sollte ich sagen, weise, nicht intelligent, denn seine Klugheit kommt von seinem Alter. Er lernt gerne jemand Interessantes kennen. Das Problem ist nur, daß er sich nicht lange auf etwas anderes konzentrieren kann als auf seinen Hunger. Er wird aber gern ein paar Kunststücke für mich machen, wenn ich verspreche, ihm etwas zu fressen herunterzuschicken.“

„Kunststücke?“ fragte Johnny.

„Möchtest du gern sehen, wie er auf Tentakelspitzen steht?“

„Ja, das möchte ich sehr gern.“

„Hoch, Mugger!“ Die gewaltige, lebende Masse bewegte sich. Mann, Frau, Junge und Mörderwal schwammen zur Seite. „Ganz hoch!“ befahl Tomi. „Ich besorge dir einen weißen Hai, zwölf Meter lang und dicker als Konquistador. Ich weiß, wo ich einen finden und töten kann. Hoch, jetzt, Mugger! Hoch!“

Langsam erhob sich der Tintenfisch. Einen Augenblick sah es ganz so aus, als wäre diese Anstrengung für ihn zuviel. Dann erschütterte eine heftige Bewegung im



Wasser alle vier Zuschauer, und Mugger schoß leicht wie eine Feder aufwärts – höher und höher, bis er in der Finsternis oberhalb der Infrarotlampen zu verschwinden drohte. Als er die Höhe eines fünfzehnstöckigen Gebäudes erreicht hatte – sein längster Tentakel berührte gerade noch den Boden –, hielt er an und ließ sich allmählich wieder in die Tiefe sinken.

„Sehr gut, Mugger“, lobte Tomi. Er wandte sich seinem Vater und Maytig zu. „Wir ziehen uns jetzt lieber wieder zurück.“

Den ganzen Aufstieg widmete Johnny sich abwesend seinen Gedanken. Am Seelabor angekommen, befreiten sie den Mörderwal von seiner Wasserlunge und Magnet- hülle. Eilig schoß er in die Höhe und verschwand.

„Ich schwimme ihm nach“, erklärte Tomi durch die Maske. „Ich muß ihn doch für seine Unannehmlichkeiten entschädigen, und werde gleichzeitig mit ihm nach dem weißen Hai für Mugger jagen.“

Auch der Junge verschwand. Johnny und Maytig entledigten sich ihrer eigenen Wasserlungen und Magnet- hüllen und kehrten in Maytigs Büro zurück.

„Du warst gar nicht überrascht“, sagte Maytig ein wenig anklagend. „Du wußtest, daß Tomi außer zu den Delphinen und seinem Mörderwal auch zu anderen Meerestieren sprechen konnte.“

Johnny nickte. „Er redete zu den wilden Mördern und Robben, als wir im Bergheim waren.“

„Wie macht er es?“

Johnny starrte sie an. Die Frage bedrückte ihn. „Weißt du es denn nicht? Du bist doch der Experte, was das Volk betrifft.“

„Nein. Ich kann nur sagen, daß es sich nicht um Telepathie handelt. Aber das war dir sicher ebenfalls klar?“

„Ja“, gestand Johnny. „Es ist viel mehr als Telepathie. Er spricht laut mit den Tieren. Und er sagt, er ‚hört‘ ihre Erwiderung – in Worten. So war es schon immer mit ihm, und er findet es selbstverständlich. Nur etwas macht mir Gedanken.“ Johnny blickte sie an. „Die Tiere sagen ihm mehr, als sie eigentlich selbst wissen können ...“

„Mehr als sie selbst wissen?“ Maytig runzelte die Stirn.

„Ich meine jetzt nicht die Delphine oder Mörderwale. Ihre Gehirne sind in etwa mit unseren vergleichbar. Aber wenn ein Seeleopard oder eine Weddellrobbe sich mit der Intelligenz und dem Vokabular eines Zehnjährigen ausdrückt – dessen Intelligenz für sein Alter nicht unbeeinträchtigt ist ...“

„Das brauchst du mir nicht zu sagen“, warf Maytig trocken ein.

„... dann hat es zweifellos mit mehr als Telepathie zu tun. Es ist genauso, als beantworte ein Zugvogel in biologischen Einzelheiten deine Frage, weshalb er zu bestimmter Zeit da- oder dorthin fliegt.“ Er hielt inne.

Sie sah ihn eine Weile wortlos an, dann forderte sie ihn auf. „Sprich schon weiter. Was also ist es, das Tomi hat? Was immer es ist, es müßte in seiner ganzen Generation latent sein.“ Ihre Stimme wurde scharf. „Wir müssen es wissen! Wir müssen es herausfinden ...“

Bedrückt fragte Johnny: „Dann verstehst du es also auch nicht?“

„Heißt das, daß nicht einmal du eine Ahnung hast?“ erkundigte sie sich erschrocken.

„Ich weiß nur, daß es irgendwie mit der Fähigkeit zu tun haben muß, sich in irgendein anderes Lebewesen zu versetzen. Ich denke dabei nicht an Empathie, sondern an eine absolute Identifizierung mit dieser anderen Kreatur,

bis zu ihrem biologischen Ursprung. Mit dieser Art von Einssein ist etwas so Oberflächliches wie die Sprache oder Gesten für ein Verstehen des anderen überflüssig.“ Er hielt inne und sah sie ernst an.

„Ich hätte diese Fähigkeit Tomis ohnehin erwähnt. Aber als ich zurückkam und dich und ihn damit spielen sah, dachte ich, du hättest sie bereits identifiziert und verstündest sie. Ich wollte dich etwas darüber fragen – vor allem, da sie gerade jetzt so wichtig ist.“

„Wichtig? Weshalb?“ Er sah, daß sie zutiefst beunruhigt war. Er unterdrückte seinen Impuls, diese Frage, die ihm gekommen war, als Tomi den Mugger herumkommandiert hatte, direkt zu stellen.

„Laß mich zuerst berichten, was Eberly uns vorschlug.“ Er erzählte es. Er gab ihr auch das Reagenzglas mit der Salmonellenmutation. Diese Bedrohung schien sie nicht zu erschüttern. Als er jedoch sagte, daß Eberly das Volk an Land zurückhaben wollte, unterbrach sie ihn mit unbeherrschter Wut:

„An Land zurückkehren! Die Viertgenerationskinder würden sich überhaupt nicht mehr weiterentwickeln, wenn wir die See verlassen müssen. Wir würden als Volk sterben – würden wieder wie die Lander werden. Johnny, das dürfen wir nicht tun!“

Er nickte. „Nun“, fuhr er mit unbewegter Stimme fort, „wir haben noch ein anderes Angebot. Auf meinem Rückweg kam ich durch den Unterhaltungssitz Süd, wie du ja weißt. Pat zeigte mir dort etwas ...“ Er erzählte ihr von der Raumschwimmer-Forschung und seinem eigenen Erlebnis mit dem blauen Schwimmer im Tank.

Sie hörte ihm aufmerksam zu. Es war, als nehme sie die Information nicht nur mit den Ohren, sondern ihrem ganzen Körper auf. Als er fertig war, saß sie einen Au-

genblick ganz still, dann schüttelte sie langsam den Kopf.

„Nein“, murmelte sie und seufzte tief. „Selbst wenn wir Pats Labor ins Meer brächten, wo wir mitarbeiten könnten, selbst, wenn wir mit den Experimenten weiter kämen als dieser Leif und sein Team, gäbe es keinen Grund, anzunehmen, daß wir die Antwort fänden, wenn es ihnen nicht gelang. Die Lösung liegt vielleicht weit außerhalb jeder menschlichen Untersuchungsmöglichkeit. Diese Schwimmer sind von Lebensformen unserer Art vermutlich überhaupt nicht zu verstehen. Wir dürfen das Leben des Volkes und die Zukunft der Viertgenerationskinder nicht einer so unsicheren Chance wegen aufs Spiel setzen.“

„Und wenn die Chance gar nicht so unsicher ist?“ murmelte Johnny. Sie blickte ihn verwirrt an.

„Wir haben vielleicht einen Dolmetscher in unserer Mitte“, gab Johnny zu bedenken. „Ich meine Tomi. Hältst nicht auch du es für möglich, daß der Junge, der sich mit einem in der Dunkelheit lebenden Tiefseeungeheuer verständigt, genausogut auch mit einem Raumschwimmer sprechen kann?“

Sie starrte ihn nur an. Sie antwortete nicht, obgleich er auf ihre Äußerung wartete.

„Das war nicht als rhetorische Frage gemeint“, sagte er schließlich scharf. „Du bist der Experte für das Volk – und der Viertgenerationskinder. Ich kenne nur meinen Sohn. Du hast gesehen, daß Tomi mit so gut wie allem in der See zu sprechen imstande ist. Kann er sich mit den Raumschwimmern verständigen, wenn man ihm die Chance gibt? Oder kann er es nicht?“

Sie schloß die Lippen, doch dann öffnete sie sie wieder. Langsam schüttelte sie den Kopf.

„Wenn ich Zeit hätte, ihn zu studieren ... Aber ich ha-

be sie nicht.“ Ihre Stimme war ein Flüstern. „Wie könnte ich es sagen, Johnny? Tomi ist so völlig verschieden von allen anderen der vierten Generation, die ich bisher gekannt habe. Ich weiß es nicht, ob er sich mit den Raumschwimmern verständigen könnte oder nicht.“

Er seufzte tief. „Dann werde ich wohl ohne Antwort weitermachen und ein Risiko eingehen müssen. Es ist der einzige Weg, der zumindest ein wenig Hoffnung verspricht. Ich werde mich sofort mit Pat in Verbindung setzen, daß er sein Labor heraus ins Meer bringt. Dann werden wir sehen ...“

## 11.

Drei Wochen später waren die beiden Labors miteinander verbunden. Der Tank befand sich nun genau in der Mitte der beiden ursprünglichen Laborheime, die wie zwei Ananasscheiben übereinanderlagen und in deren Loch der Tank wie ein Verschlußstöpsel paßte. Für Konquistador war am Boden des Tanks ein eigener Eingang geschaffen worden. Er schwamm bereits mit Atemmaske und Magnethülle ein wenig beunruhigt darin herum, ohne ein Auge von Tomi zu nehmen, der sich gerade seine Wasserlunge und die Magnethülle anzog, um sich dem Mörderwal im Tank anzuschließen.

„Wirst du zusehen?“ fragte er Johnny. Nach dessen Ja murmelte er: „Gut“, dann tauchte er durch die doppelte Iris der Schleuse.

Johnny sah, wie Tomi gleich auf den Mörderwal zuschwamm, ihn streichelte und ihm zweifellos beruhigend zusprach.

„Ist Tomi schon im Tank?“ erkundigte sich Leif, der mit Maytig aus dem Labor hochkam. Maytig war anfangs

ein wenig abweisend zu ihm gewesen, aber sie hatte bald festgestellt, daß der Lander durchaus vertrauenswürdig war, und ihre gemeinsame Arbeit hatte sie einander nähergebracht.

„Ja“, erwiderte Johnny.

„Gut. Wir sind bereit.“ Er winkte einem seiner Techniker am Kontrollgerät zu und aktivierte das drahtlose Sprechgerät, das er an dem Aufschlag seiner weißen Jakke befestigt hatte.

„Tomi? Kannst du mich hören?“

„Natürlich“, drang Tomis Stimme aus einem Lautsprecher in der transparenten Tankwand. „Aber Konquistador fühlt sich nicht wohl hier drinnen. Wo ist der Raumschwimmer?“

Das plötzliche Schrillen der Alarmanlage ließ sie alle zusammenzucken. Es hörte abrupt auf, dann erklang eine Stimme aus dem Lautsprecher der Anlage:

„Kontakt! Patrouillenboot I an Labor. Kontakt! Jäger in sechshundert Meter Höhe, Geschwindigkeit fünfundvierzig, Bahnneigung zu Patrouillenring zweiundzwanzig Grad.“

„Ich werde es am Planwürfel überprüfen“, erklärte Maytig. „Nur für den Fall, daß der Jäger näherkommen sollte Sie ging in den Kommunikationsraum, die Zentrale für die Streife von Kleinbooten, die in einer Entfernung von jeweils fünfundzwanzig und fünfunddreißig Kilometer im Umkreis um das Labor patrouillierten.“

„Tomi“, sagte Leif, „wir werden dich jetzt mit einem der Raumschwimmer in Verbindung bringen. Beruhige Konquistador, falls er Angst bekommt.“

Johnny sah, daß sein Sohn sich jetzt am Geschirr des Mörderwals festhielt.

Die Beleuchtung des Tanks erlosch und wurde zur be-

kannten Dunkelheit mit den funkelnden Lichtpunkten und der fernen Öffnung. Etwas bewegte sich und schlug gleich darauf gegen die Wand des Tanks, daß das ganze Seelabor vibrierte.

„Nicht, Konquistador!“ drang Tomis Stimme aus dem Lautsprecher. „Es ist doch alles in Ordnung. Hörst du mich?“

„Schwierigkeiten, Tomi?“ fragte Leif.

„Ich glaube, er wird sich daran gewöhnen. Er erschrak, als das Licht ausging. Er hat Angst vor Dingen, die er nicht sehen kann.“

„Also gut, Tomi. Dreh dich um, dort ist dein Raumschwimmer.“

Auch Johnny sah ihn. Er wirkte winzig durch die Entfernung, aber er schwoll immer mehr an, als der mit Tomi verbundene Empfänger sich dem Gasgeschöpf näherte.

Plötzlich war es so groß, daß es den unteren Teil des Tanks ausfüllte. Die Augen der Beobachter hatten sich inzwischen an das ferne Licht der Sonne gewöhnt. Sie sahen nun, daß Konquistador scheute und sich erneut gegen die Tankwand warf.

„Ich muß ihn hinauslassen!“ rief Tomi keuchend. „Er hat zuviel Angst.“

„Schon gut!“ rief Leif zurück, aber seine Stimme klang enttäuscht. „Wenn er sich wie ein Rammbock auführt, wird er das ganze Labor zerstören. Laß ihn hinaus und dann komm du ins Labor zurück.“

Tomis Stimme dröhnte aus dem Lautsprecher. „Ihr werdet doch nicht aufgeben!“ schrie er. „Wartet! Ich will mit dem Schwimmer sprechen!“

„Kannst du dich denn ohne Konquistadors Hilfe mit ihm verständigen?“

„Ich glaube schon.“ Ein Teil des sternenfunkelnden Universums überzog sich mit Grau, und der Mörderwal verschwand. Einen Augenblick später war auch dieser Teil des Universumabbilds wie zuvor. Tomi schwamm zu der Stelle über dem wogenden Blau des Schwimmers zurück.

„Jetzt!“ rief er.

Das erneute Schrillen der Alarmanlage überdröhnte seine Stimme.

„Kontakt!“ schallte es aus dem Lautsprecher der Anlage. „Kontakt, Patrouille IV. Jäger hundertfünfundsiebzig Kilometer südlich Labor, vierzig Faden Tiefe ...“

Gleichzeitig erklang eine weitere Meldung:

„Kontakt! Patrouille II. Jäger hundertfünfzig Kilometer Südwest ...“

Die Stimmen der verschiedenen Kleinbootnavigatoren überschnitten sich jetzt. Plötzlich verstummten sie, und Maytig war aus dem Lautsprecher zu vernehmen. „Johnny? Zwischen dreißig und vierzig Jägerschiffe nähern sich von allen Richtungen ...“

„Verstanden!“ rief er zurück. Sein Verstand funktionierte völlig klar und ruhig, wie immer in Gefahrenmomenten. Er klaubte die Fäden eines Planes wieder auf, mit dem er sich zuvor beschäftigt hatte. „Laß unsere Ersatzboote zu den anderen hinausbringen, aber sie sollen dicht am Labor bleiben, daß es aussieht, als bereiteten wir uns auf eine hoffnungslose Verteidigung vor. Alle Männer, die abkömmlich sind, sollen mich an der Frachtschleuse erwarten. Wir werden die Frachtkapseln mit Seewasser füllen und auf den Grund hinunterschaffen.“ Er musterte die Projektion des Meeresgrunds unter dem Labor. Etwa zwei Kilometer unterhalb befanden sich die Gipfel einer im Meer versunkenen Gebirgskette mit tie-



fen schmalen Schluchten.

„Wir werden sehen, ob wir die Jägerschiffe nicht hinter uns herlocken, oder sie zumindest dazu bringen können, sich aufzuteilen. Sie haben nur Mut, solange sie in vielfacher Überzahl sind. Wenn wir sie nur in zwei Gruppen teilen können, wird die übriggebliebene vermutlich zögern, anzugreifen.“

„Weshalb sollten sie den Kapseln folgen?“ fragte Maytig besorgt.

„Mit Seewasser prallgefüllt und um eines der Kleinboote so verteilt, daß sie nicht zu erkennen sind, werden die Instrumente der Jäger ein geheimnisvolles, neuartiges Unterwasserschiff anzeigen – so groß wie ein riesiges Schlachtschiff. Und weil wir das Labor zurücklassen und mit etwas so Geheimnisvollem verschwinden, werden sie glauben, daß die Kapseln etwas besonders Wertvolles sind, das geschützt werden muß. Einige werden uns ganz sicher folgen, ich bin sogar überzeugt, die meisten.“ Johnny ließ sich auf keine weitere Diskussion ein, sondern eilte zum Frachtraum.

Fünf Minuten später tauchte er bereits mit allen verfügbaren Seegeborenen des Labors in die Tiefe, gefolgt von den Kapseln und dem Kleinboot in ihrer Mitte.

„Steuere auf diese Kluft zu“, befahl Johnny dem Navigator des Kleinboots im Klickkode, als sie sich den Berggipfeln näherten. Die Kluft, auf die er deutete, war ein breiter Spalt in einem Tafelberg, der ein wenig niedriger als die Gipfel ringsum war.

Sie konnten jetzt schon die fernen Druckwellen der näherkommenden Jäger spüren. Der Navigator hielt das Kleinboot über dem Spalt an. Er war zu schmal, als daß sie mit den prallgefüllten Kapseln hätten hinuntertauchen können.

„Laßt das Wasser aus den Kapseln“, befahl Johnny klickend. „Dann schafft sie mindestens noch zwanzig Faden tiefer und sucht einen geeigneten Ort, wo ihr sie wieder füllen könnt. Kommt gleich wieder hoch, wenn ihr damit fertig seid.“

„Und dann?“ klickte Yves Amant, einer der Exkadetten.

„Wir werden uns hier in den Bergen verstecken, und auf die Jäger warten. Wenn ich euch das Zeichen gebe, dann kommt heraus.“

Kaum hatten alle Deckung gefunden, erschien auch schon das erste Jägerschiff. Es tauchte in vorsichtigen Kreisen tiefer. Bald darauf folgte ihm ein zweites und dann immer weitere. Alle hielten oberhalb der Kluft an, die zu schmal für sie war. Ihre Instrumente zeigten die wieder prallgefüllten Kapseln an. Die Jäger zerbrachen sich den Kopf darüber, wie etwas, das um ein Vielfaches größer als ihre Schiffe war, es fertiggebracht hatte, in die enge Kluft zu tauchen. Sie unterhielten sich darüber von Schiff zu Schiff über Funk, den die lauernden Seegebornen mithören konnten. Schließlich hatten sie einen Plan gefaßt. Nach ein paar Minuten Funkstille öffnete sich die Schleuse eines der Schiffe, und ein mit Sonargewehr, -pistole und Dolch bewaffneter Lander in Atemmaske und Magnethülle kam heraus. Weitere folgten ihm, sowohl aus seinem als auch allen anderen Schiffen.

Sie handelten genau, wie Johnny es vorhergesehen hatte, als sie jetzt in die Kluft tauchten. Johnny zählte. Es waren siebenundvierzig. Alle, außer einem der Schiffe, hatten zumindest einen Mann ausgespuckt. Das letzte wollte seinen offenbar nicht hergeben.

„Kommt heraus!“ klickte Johnny den Gefährten zu. „Verwendet für den Anfang nur die Dolche.“

Wie Schatten glitten die siebzehn Seegeborenen aus ihren Verstecken.

## 12.

Mit der großen Geschwindigkeit ihrer ozeantrainierten Muskeln schossen sie die Kluft hinab und stürzten sich auf die Jäger. Die Seegeborenen kämpften stumm, aber die Lander schrien einander zu und brüllten durch ihre Maskenmembranen. Wenn die siebenundvierzig koordiniert gekämpft hätten, wäre es ihnen zweifellos möglich gewesen, die siebzehn Seegeborenen allein durch ihre Übermacht zu erdrücken. Oder wenn sie zumindest Kämpfer gewesen wären und nicht verweichlichte Männer, deren Hobby die ungefährliche Jagd in geschützten Schiffen war. Oder wenn sie einen Führer gehabt hätten!

Aber sie vergaben ihre Chance schon in den ersten Sekunden, und so wurde die Schlacht zu einem Kampf Mann gegen Mann.

Selbst an Land wären die Seegeborenen durch ihre schnelleren Reflexe und ihre größere Kraft in einem Mann gegen Mann Kampf überlegen gewesen. Hier in der See war diese Überlegenheit noch vielfach erhöht. Durch Zufall geschah es jedoch da und dort, daß sich vier oder fünf Lander auf einen Seegeborenen werfen und ihn fertigmachen konnten. Es waren auch ein paar gute Schwimmer unter den Landern, die, im Gegensatz zum Großteil, mit dem Dolch umzugehen wußten und sich auch als gute Kämpfer erwiesen. Aber diese Handvoll konnte sich nicht sammeln und so wirkungsvoll vorgehen.

Johnny stieß, als er in die Tiefe tauchte, sofort auf einen der Jäger, und tötete ihn. Doch dann war er plötzlich

von einem halben Dutzend umgeben, die ihn in den Schlamm zwangen, wo er sich halbverrenkt, nach oben kämpfend, gegen sie wehrte. Doch es gelang ihm schnell, sich aus dem Schlamm zu befreien und hochzuschießen, aber immer noch bedrängten ihn vier. Einem stieß er den Dolch in die Brust, einem zweiten riß er die Maske der Wasserlunge vom Gesicht. Andere stürmten auf ihn ein, aber er war nun völlig kühl und ruhig und berechnete mit unvorstellbarer Schnelligkeit jeden Zug seiner Gegner und wehrte sie ab, während sein Dolch jedesmal unfehlbar sein Ziel fand.

Die Vibrationen des Kampfes lockten Fische aller Art herbei. Und Meilen entfernt spürte auch Mugger sie. Er hoffte auf Nahrung – eine Walkuh, vielleicht, im Todeskampf mit einem kleineren seiner Vettern. Beide wären erfreuliche Happen für seinen hungrigen Magen. Und so schnellte er sich eilig herbei.

Aber inzwischen war die Schlacht schon fast vorbei. Ein paar der Lander versuchten, in ihre Schiffe zurückzukehren und dem einen zu folgen, aus dem keiner ausgestiegen war, und das inzwischen schon die Flucht ergriffen hatte. Aber die Seegeborenen versperrten ihnen den Weg und töteten sie, denn sie wußten, wenn sie sie am Leben ließen, würden sie eines Tages wiederkehren und heimtückisch morden.

Nach einer Weile wurde es wieder still. Der aufgewirbelte Schlamm setzte sich. Die Überlebenden konnten einander nun sehen. Johnny zählte sie. Mit ihm waren es noch dreizehn. Sie hatten vier Mann verloren. Ihre Leichen brachten sie in eines der Jägerschiffe, das sie mitnehmen würden. Die toten Lander überließen sie Mugger und seinesgleichen. Dann rief Johnny das Kleinboot mit dem Autopiloten, und sie kehrten zum Seelabor zurück.

Außer Johnny und noch einem hatten sie alle Verletzungen davongetragen, glücklicherweise aber keine sehr schweren.

Johnny begab sich sofort zum Tank und blieb neben Leif und Maytig stehen. „War es schlimm?“ fragte ihn Leif.

„Es gibt siebenundvierzig Jäger weniger“, erwiderte Johnny, und auf Maytigs stumme Frage, „wir haben vier Männer verloren.“ Er schaute in den Tank, in dem Tomi immer noch über dem riesigen wallenden Blau des Raumschwimmers hing. „Was ist hier inzwischen geschehen?“

„Wir wissen es selbst nicht“, murmelte Maytig. „Leif sagt, so lange wie Tomi konnte sich noch nie jemand an einen Schwimmer hängen. Aber was vor sich geht, wissen wir nicht. Tomi bat uns, nicht mit ihm zu sprechen.“

„Beschleunigung!“ rief einer der Techniker an den Instrumenten hinter ihnen.

Leif stöhnte. „Wir werden ihn gleich verlieren.“

Johnny sah die projizierten Sterne um die beiden Gestalten wirbeln. „Den Schwimmer?“

„Er beschleunigt bereits und wird gleich eintauchen ...“

Noch ehe Leif zu Ende geredet hatte, verschwand der Schwimmer wie eine ausgeblasene Kerzenflamme. Das Licht im Tank ging an, und die Sternenhöhle war nicht mehr. Tomi hob den Kopf wie ein Erwachender und schwamm schließlich auf die Schleuse zu. Wenige Sekunden später stand er tropfnaß neben ihnen. Er schob die Sichtscheibe seiner Maske auf die Brust hinunter.

„Hast du etwas erreicht?“ fragte Leif aufgeregt.

„Er wollte nicht mit mir reden“, sagte Tomi mit gepreßter Stimme und nahm automatisch das Handtuch, das Maytig ihm hinhielt. Der Junge war ganz offensichtlich wütend.

„Er wollte nicht mit dir sprechen? Du meinst – er hätte

es gekonnt?“ fragte Leif ein wenig zögernd. Johnny fiel auf, daß Leif, genau wie alle anderen Landertechniker, Tomi unsicher anstarrten. Eine Sekunde verstand er nicht, weshalb. Doch dann wurde ihm klar, daß es Tomis Gesichtsausdruck war. Es war unbegreiflich für sie, daß ein Zehnjähriger – auch wenn er fast schon ihre Statur hatte – seine sichtliche Wut wie ein Erwachsener unterdrückte. Sie wußten nicht und würden es im Gegensatz zu den Seegeborenen auch nicht verstehen, daß dieser Junge schon seit vier Jahren die Selbständigkeit und das Verantwortungsbewußtsein eines Erwachsenen hatte. Und daß er sich in diesen vier Jahren mit Dingen befaßt hatte, bei denen es um Leben und Tod für ihn und andere ging.

„Natürlich hätte er es gekonnt.“ Tomi knirschte mit den Zähnen. „Aber er blieb und beobachtete mich nur. Er wollte nicht antworten. Er ist älter als Mugger – viel, viel älter. Er ist so alt ...“ Der Junge stockte. „Er ist so alt, daß ich nicht weiß, wie alt er ist. Deshalb wollte er mir auch nicht antworten – und es war nicht deshalb, weil er hungrig wie Mugger ist. Er hat genug Nahrung.“

Er ißt – Sonnenlicht – Strahlen, oder so. Er wollte nur eben mit jemandem wie mir nicht reden!“

„Nun“, meinte Leif und versuchte, seine Enttäuschung nicht zu zeigen. „Wir werden es noch einmal versuchen ...“

„Aber nicht mit ihm!“ fauchte Tomi. „Er ist zu alt.“ Er hörte plötzlich auf, sich abzutrocknen. Sein Gesicht glättete sich, und er starrte nachdenklich vor sich hin. „Wir suchen uns einen jungen“, sagte er schließlich. „Einen, mit dem ich mich unterhalten kann ...“

„Bist du sicher, daß dich dieser – alte Schwimmer verstanden hat?“ fragte Maytig.

Tomi blickte sie erstaunt an. „Ja, natürlich.“

„Was hast du zu ihm gesagt?“ fragte ihn Johnny.

Tomi blickte jetzt ihn an. „Was man sagen muß. Was ich immer zu den Mörderwalen und den Robben und so gesagt habe. Du weißt schon, aus dem *Dschungelbuch*, den Jagdspruch, den der Bär Balu den kleinen Mogli gelehrt hat: *Du und ich und ich und du, wir sind vom gleichen Blute!*“

Die Anspannung der Unsicherheit unter den Lander-technikern, die beim Anblick der so ungewöhnlichen unterdrückten Wut im Gesicht eines Jungen entstanden war, machte sich nun in einem nervösen Gelächter Luft. Maytig drehte sich um. Der Befehl in ihren kühlen blauen Augen ließ sie sofort verstummen.

„Geh in die Krankenstation“, sagte sie zu Tomi. „Man möchte nach deinem Erlebnis mit dem Schwimmer ein paar physische Tests mit dir machen.“

Tomi bahnte sich einen Weg durch die Techniker. Maytig wandte sich an Johnny. „Die Jäger haben uns viel zu leicht gefunden. Die Seehauptleute hatten recht. Dieses kombinierte Labor ist zu groß, um es vor ihren Instrumenten verbergen zu können.“

„Ja“, brummte Johnny düster. Er war sicher, daß der Angriff eine Warnung Stuve Barths war, sich endlich für ihn zu entscheiden.

„Aber wo sollen wir hin? Wo sind wir noch sicher?“ sagte Maytig verzweifelt. „Wo können wir uns verstecken?“

Leif blickte sie nur hilflos an.

„Dort, wo wir uns von Anfang an hätten zurückziehen sollen“, sagte Johnny. „Im Weltraum.“

„Im Weltraum?“ echote Maytig. Sie starrte ihn an. Alle starrten ihn an. Da wurde ihm klar, daß sie in den sechs Jahren offenbar die Raumakademie vergessen hatten.

„Die Raumakademie in der Großen Salt Lake Wüste hat immer noch ihre Ausbildungsschiffe. Ein Raumschiff kann man nicht einmotten wie ein Wasserfahrzeug. Man muß es gut in Schuß halten, wenn man nicht will, daß es zu einer riesigen Mülltonne wird. Die Exkadetten wissen, wie diese Schiffe zu bedienen sind.“

Sie starrten ihn immer noch sprachlos an. „Aber Sie können doch nicht einfach ein Raumschiff stehlen“, sagte Leif schließlich schwach.

„Natürlich können wir es.“ Johnny grinste.

### 13.

Die Ausbildungsschiffe der Akademie benutzten für den Startschub einen Fusionsantrieb, für den normalerweise mehrere tausend Tonnen Wasser an Bord gepumpt wurden. Jedoch war auch die gleiche Masse Blei für einen Notstart an Bord gelagert. Dieses Blei schmolz man und benutzte es dann, wie man das Wasser verwendet hätte. Außerhalb der Atmosphäre trat der sparsamere Ionenantrieb in Aktion.

Das bedeutete, daß die Schiffe jederzeit flugbereit waren. Theoretisch konnte jedes Fahrzeug starten, sobald das Blei die richtige Temperatur erreicht hatte – was etwa vierzig Minuten nach Beginn des Schmelzprozesses der Fall war.

Zwei Wochen nach dem Jägerangriff brachen sich die Seegeborenen einen Weg durch die Filteranlage der Leitung, die die ehemalige Akademie mit Wasser versorgte. Unbemerkt schlichen sie sich an Bord eines der Schiffe und überprüften es sorgfältig. Mit Johnny waren es zwölf, die damit zweiunddreißig Stunden alle Hände voll zu tun hatten.



Kurz nach Sonnenuntergang erhob das Schiff sich langsam von der Rampe. Es beschleunigte senkrecht, dann drehte es nordwärts auf den Pol zu und nahm Kurs in einen Fluchtorbit.

Die Luftüberwachung des nordamerikanischen Kontinents war auf Raumschiffstarts nicht vorbereitet, da es seit sechs Jahren keine mehr gegeben hatte. Ihre Instrumente verloren das Schiff über dem Victoria Island in dreihundert Kilometer Höhe, während es sich offenbar immer noch von der Erde entfernte. Sie registrierten es auch nicht, als es zwölf Stunden später wieder in die Atmosphäre eintauchte und schließlich im Südpazifik in einem Gebiet verschwand, wo das Wasser eine Bergkette in drei Kilometer Tiefe bedeckte.

In fünfzehn Faden Tiefe wurde das Schiff mit einer Magnethülle ausgestattet, ehe es die drei Kilometer tiefer tauchte, wo es verhältnismäßig sicher vor einer Entdeckung durch die Lander war.

Nach zwei Wochen war das kombinierte See- und Raumschwimmerlabor eingebaut, und das Schiff tauchte an die nächtliche Oberfläche des Ozeans hoch. Jetzt wurde sein Startantrieb aktiviert. Aus den ruhigen Wellen hob es sich in den Nachthimmel und aus der Atmosphäre und Schwerkraft des Planeten in eine Fluchtbahn. Die Luftüberwachung, die zur Annahme gekommen war, daß entweder Fanatiker oder Wahnsinnige das Schiff gestohlen und sich längst im Raum verirrt hatten, achtete kaum auf die Anzeigen ihrer Instrumente, die den Start registrierten. Meteoriten gaben die gleichen Signale ab.

Das Schiff ging in eine Umlaufbahn um die Sonne, halbwegs zwischen dem Orbit der Erde und des Mars – am inneren Rand des Sonnensystems, wo die Raumschwimmer gewöhnlich zu finden waren. Zwei Tage lang

überprüften und probierten die Techniker die gesamte Ausrüstung unter Raumbedingungen aus, ehe weitere Schritte unternommen werden sollten.

Tomi war schrecklich ungeduldig. Er hatte bereits jeden Winkel des Schiffes untersucht, und nun war ihm langweilig, denn er war Untätigkeit nicht gewöhnt. Johnny fand schließlich etwas für ihn zu tun. Mit einem Miniaturionenantrieb und der doppelten Magnethülle, die sie als Raumanzug testeten, schickte er Tomi in das All, um sie auszuprobieren. Es war allerdings schwierig, den Jungen dazu zu bringen, in der Nähe des Schiffes zu bleiben. In seinem ganzen Leben hatte Tomi sich noch nie verirrt, und er konnte sich deshalb, trotz aller Warnungen auch nicht vorstellen, daß ihm das im Raum passieren könnte.

Inzwischen näherte sich die Überprüfung der Instrumente ihrem Ende. Nur noch ein Versuch, Tomi in Kontakt mit einem Schwimmer direkt im Raum zu bekommen, stand bevor.

„Also, gehen wir noch einmal alles durch“, brummte Leif. „Wir haben die zwei erforderlichen Ausrüstungsstücke. Erstens, die Packung gefrorenes Oxygen für die adaptierte Wasserlunge, die ihren Träger fünf Stunden lang mit Atemluft versorgt. Zweitens, eine doppelte Magnethülle, die, wie wir hoffen, als Behälter für die erzeugte Atmosphäre um Tomi dienen wird und gleichzeitig als Schutz gegen schädliche Strahlungen. Diesen Strahlenschutz verdanken wir der Tatsache, daß wir die beiden Hüllen so einsetzen können, daß sie das Licht nur im sichtbaren Spektrum und in erträglichem Maß durchlassen. Durch die Verdoppelung der Hülle erzeugen wir eine Nichtraumzeitbedingung zwischen den beiden Magnetfeldern. Das dürfte kleinere Materieteilchen abweisen, oder, falls ihre Masse zu groß ist, den Träger von ihnen.“

„Soweit also das physische System“, sagte Johnny.  
„Aber wie sieht es mit dem der Wechselwirkung aus?“

„Aller Theorie und den Tests nach müßte die Doppel-magnethülle sich an die Raumstraßen – wie Tomi sie nennt – hängen, auf denen die Schwimmer sich bewegen. Aber das werden wir erst mit Sicherheit feststellen, wenn Tomi es ausprobiert. Und wir wissen nicht, was passieren wird, wenn sie funktioniert.“

„Sie sagten doch, Sie seien ziemlich sicher, daß Tomi sich mit den Schwimmern auf diesen ‚Straßen‘ bewegen könne, daß er den Ionenantrieb, den er jetzt trägt, nicht brauchen wird.“

„Das ist die Theorie“, warf Maytig ein. Ihre Augen suchten Johnnys, dessen Blick jedoch auf Leif gerichtet war.

„Ja, die Theorie“, sagte Leif. „Funktioniert es nicht, haben wir uns die ganze Arbeit umsonst gemacht, aber passieren kann nichts. Klappt es jedoch, dann kann Tomi in das Netzsystem der Magnetkräfte eindringen, das, wie wir annehmen, die gesamte Galaxis durchzieht – vielleicht sogar das ganze Universum. Was dann mit ihm geschieht, ist natürlich nicht vorherzusehen.“

„Sie sagten, Sie glauben, diese Kräfte halten sich im Gleichgewicht, richtig?“

„Ja.“ Leif strich sich müde über die Stirn. Die Stärke des elektrischen Stroms, der ständig in das interstellare Gas unserer Galaxis fließt, wird auf etwa 3,000,000,000,000,000,000 Ampere geschätzt. Im Vergleich damit ist ein Blitz auf der Erde nur ein Fluß von ungefähr hunderttausend Ampere. Wenn ein galaktisches Magnetfeld von dieser Amperestärke durch ein Netzwerk von Kräften gebildet wird, die auf die normalen physikalischen Gesetze des Einsteinschen Universums nicht ansprechen – so wie sie in den speziellen Magnetfeldern

Ihrer Iris und Magnethüllen existieren – dann *müßte* dieses Netzwerk sich im Gleichgewicht halten.“

„Weshalb?“ rief Maytig. „Wenn es sich anderen physikalischen Gesetzen nicht anpaßt, weshalb muß es dann stabil sein?“

Gegen seinen Willen knirschte Leif mit den Zähnen. „Weil es sich nicht anpaßt – sondern koexistiert. Ich könnte es Ihnen nur mathematisch beweisen, aber ich fürchte, Sie würden meine Formeln nicht verstehen.“

Ich kann Sie also bloß bitten, mir zu glauben. Wenn dieses Netzwerk aus Kraftlinien – ‚Straßen‘ – sich nicht im Gleichgewicht hielte, würde es zusammenbrechen. Genau wie ein Gebäude auf der Erde einstürzte, wenn die Statik nicht stimmte.“

„Also gut. Das Gleichgewicht ist vorhanden“, murmelte Johnny. „Was kann Tomi dann zustoßen?“

„Nichts. Aber ...“ Leif biß sich auf die Lippe. „Ich meine, es ist nur unsere Theorie, daß die Schwimmer sich entlang dieser Kraftlinien bewegen, indem sie dieses Gleichgewicht geringfügig stören. Und während sie diese ‚Straßen‘ benutzen, sind sie im Prinzip nicht an die normale Raumzeit gebunden. Wenn, beispielsweise, eine Kraftlinie plötzlich diese Umgebung verläßt und (aus Gründen notwendigen extraräumlichen Gleichgewichts) unmittelbar an einem Punkt, sagen wir fünfhundert Lichtjahre entfernt, weiterfließt, verläßt der Schwimmer den Raum *hier* und setzt seinen Weg ohne Unterbrechung auf der Kraftlinie fort. Für unsere räumlich beschränkten Wahrnehmungsfähigkeiten hat es den Anschein, als wäre er von einer Sekunde zur anderen über eine Entfernung von fünfhundert Lichtjahren gesprungen. Er selbst bemerkt es gar nicht, er bewegt sich mit gleichmäßiger Geschwindigkeit. Das einzige an diesem Ganzen ist eben,

daß es sich um reine Theorie handelt, daß wir es nicht sicher *wissen!*“

„Ich fürchte, ich komme nicht ganz mit“, murmelte Johnny.

„Ich will damit sagen, daß wir es nicht wirklich wissen – wir wissen nicht, was passiert, wenn ein Schwimmer ‚eintaucht‘, wie wir es nennen. Tomi kann jetzt hinaus. Wir wissen, daß er sich mit den jüngeren Schwimmern verständigen und ihnen mit dem Ionenantrieb in der normalen Raumzeit folgen kann. Aber ...“ Leif blickte Johnny scharf an. „Es nutzt uns wenig, wenn er sie nicht den ganzen Weg begleiten, nicht ebenfalls ‚eintauchen‘ kann. Und ich wiederhole, wir wissen nicht wirklich, was mit ihm geschieht, wenn es ihm gelingt.“

„Er sagt, er wird keine Schwierigkeiten haben“, murmelte Johnny.

„Ja.“ Maytig nickte und sah nicht sehr glücklich dabei aus. „Aber er ist trotz allem eben nur ein zehnjähriger Junge. Die Entscheidung liegt bei dir.“

„Soviel steht bereits fest“, erklärte Johnny. „Ich werde Tomi nicht allein hinausschicken, sondern ihn begleiten. Wenn es dann soweit ist, daß er eintauchen müßte, werde ich die Entscheidung treffen.“

Zwei Stunden später hatten Vater und Sohn das Raumschiff bereits verlassen. Sie trugen ihre Magnethüllen, die gleichzeitig ihre Raumanzüge und -fahrzeuge waren. Selbst für Johnny war der Anblick Tomis, der neben ihm in der Leere schwebte, ein wenig erschreckend. Gleichzeitig spürte er jedoch dieses herrliche Gefühl der schwerelosen Freiheit, wie er es im Tank an der Küste empfunden hatte. Unter ihren Magnethüllen trugen sie nicht mehr als ihre übliche Seekleidung, die nur aus Shorts bestand. Sie waren freier, als die Vögel es je sein

konnten. Im fernen Licht der Sonne war die schwache regenbogenfarbige Ausstrahlung von Tomis Magnethülle sichtbar. Er sah nicht anders aus, als wenn er unter Wasser dahintriebe, mit einem Rucksack auf dem Rücken – der Rucksack war in diesem Fall der Packen gefrorenes Oxygen. Doch dann begann der kleine Ionenantrieb im unteren Teil des Packens ein kaum erkennbares bläuliches Gas auszuströmen, und der Eindruck schwand.

Johnny drückte auf die Kontrollen in seinem Gürtel. Sofort spürte er den Schub des Antriebs. Als er über die Schulter zurückblickte, sah er wie das Schiff hinter ihnen im fernen Sonnenlicht immer kleiner wurde. Er schaute wieder nach vorn, auf Tomi, der ohne Zögern dahineilte, als folge er einer inneren Karte.

Fünf Minuten später stellte Tomi seinen Antrieb ab und deutete seinem Vater an, das gleiche zu tun. „Dort!“ rief er jetzt über das Sprechgerät in der Maske der mit dem Packen verbundenen Wasserlunge. „Spürst du es?“

Johnny runzelte die Stirn. Eine Sekunde war gar nichts. Doch dann fühlte er etwas, für das es keine Worte gab. Es war, als hätte ein inneres Auge sich einem Licht geöffnet, das seine normalen Augen nicht aufnahmen. Ja, er spürte es, es war ein Licht, irgendwie fast wie Musik, eine Vibration, wie der herrliche Ton einer Geige, die in seinem Gehirn, seinem Blut, seinen Knochen erklang.

Je mehr er sich dieses Gefühls bewußt wurde, desto stärker ergriff es ihn. Es wuchs und riß ihn mit sich fort. Er zweifelte nicht daran, daß er sich jetzt mit steigender Geschwindigkeit dahinbewegte – obgleich es keine äußerliche Möglichkeit gab, diese Beschleunigung zu messen. Einen Augenblick verwirrte ihn ein Gefühl der Vertrautheit, als hätte er das gleiche schon früher empfunden. Und dann wußte er, was es war.

Es war dieselbe Art von innerer, unphysischer Empfindung, die Teil seiner Orientierung in der See war – ein Sinn, der ihm über jeden Zweifel sagte, ob er sich nun beispielsweise im Anadyrgolf oder im Labradorbecken befand. Wie dieser und seine anderen, ähnlichen Sinne befähigte ihn dieser, Kräfte, Bewegungen und Richtungen zu erkennen. Im Augenblick war es das Bewußtsein einer Bewegungsentwicklung, die in ungeahnte Entfernungen führte. Aber seine Seesinne waren im Vergleich mit diesem neuen Sinn wie das Tschilpen von Spatzen zu dem Gesang der Nachtigall.

„Dort!“ brüllte Tomi durch das Sprechgerät. „Dort ist einer von ihnen.“

Johnny drehte den Kopf in die angedeutete Richtung. Tatsächlich, so klein wie ein flatterndes Taschentuch am entgegengesetzten Ende eines großen Saales, war die Form eines Raumschwimmers zu erkennen, der im schwachen Sonnenlicht leicht bläulich schimmerte. Johnny drehte sich wieder zu Tomi um, und mußte feststellen, daß der Junge sich nicht mehr vor ihm befand. Er bewegte sich nun in einem Winkel, der ihn genau zu dem Schwimmer bringen mußte.

„Tomi!“ rief Johnny über den Maskenfunk. Er sah, wie der Junge den Kopf drehte und zu ihm zurückblickte. Durch die Eigenheit des merkmalllosen Raumes sah es nicht so aus, als entferne er sich von ihm, sondern schrumpfe lediglich, bis er so klein wie Johnnys Hand war. Das Sonnenlicht ließ plötzlich die halbdurchsichtige Magnethülle in allen Regenbogenfarben schillern, und er sah, daß sie leicht wallte wie die Körper der Schwimmer. Vermutlich verursachte das die Strömung, die Johnny durch sich fließen spürte. Er blickte an sich hinunter und stellte fest, daß seine Magnethülle gleichermaßen wogte.

„Wie komme ich dorthin, wo du jetzt bist?“ fragte Johnny.

„Fühle eine andere Straße“, erwiderte Tomis Stimme aus dem Empfänger. „Sie sind überall. Du brauchst nur danach fühlen, dann findest du sie schon.“

Johnny schloß die Augen und gab sich ganz der Empfindung in ihm hin. Eine Weile schien sich nichts zu ändern, doch dann war ihm, als spüre er wieder die Strömung des Ozeans und die tiefe, innere Berührung der See. Einen kurzen Augenblick dauerte es, bis er das, was er suchte, in den Griff bekam – und dann fühlte, sah, erlebte er die Straße, auf der er sich bewegte, wie einen glühenden Streifen, der sich durch den Sternenraum zog. Zuerst war es, als blicke er durch einen engen Tunnel. Doch dann erweiterte er sich, und er sah mehr – nicht nur die singende Straße, der er folgte, sondern alle Kreuzungen und Abzweigungen. Noch mehr erweiterte sich sein Blickfeld. Er befand sich nicht länger in einem ungeheuerlichen Tunnel, sondern in einer immer größer werdenden Kugel. Teile anderer Straßen überkreuzten sich und führten in alle Dimensionen. Ihre Helligkeit war unterschiedlich. Manche glühten stark, manche nur schwach. Und in der Ferne, wo sie in allen Richtungen verschwammen, war etwas wie ein Dunst, der jedoch ebenfalls mit Linien durchzogen war, mit Straßen, die noch weiter führten.

Wieder schien Johnny etwas vertraut. Es war etwas dort – und doch nicht dort – etwas, das er fast verstand ...

„Vater!“

Johnnys Aufmerksamkeit war ruckartig wieder auf seinen Sohn gelenkt. Der Junge war nun näher, direkt über der blauen Form des Schwimmers, in einem Winkel, der unterhalb Johnny vorbeiführte. Beide beschleunigten stark.



„Ich muß mit ihm eintauchen, wenn ich ihn nicht verlieren will, Vater!“ brüllte Tomi. „Er ist einer der Jungen. Er möchte mir etwas zeigen. Es ist schon in Ordnung. Ich komme dann direkt zum Schiff zurück, einverstanden? Vater! In einer Sekunde muß ich eintauchen ...“

Johnny zögerte. Tomi und der Schwimmer kamen nun unterhalb von ihm mit unvorstellbarer Geschwindigkeit herbei. Der Augenblick der Entscheidung war gekommen. Das Gesicht von Tomis verstorbener Mutter schob sich vor sein inneres Auge, und gleichzeitig sah er das kausale Muster, das ihm die Möglichkeiten der Zukunft zeigte, wie sie auf dieser Entscheidung beruhten. Sein Herz schlug heftig. Instinktiv griff er um sich, wie er es im Meer getan hätte, um den singenden Strom, auf dem er reiste, zu fühlen, damit er sich vergewissern konnte, daß es so richtig war. Und die Antwort, die in ihm erschallte, war beruhigend.

„Geh!“ rief Johnny.

Fast in derselben Sekunde verschwanden gleichzeitig der Junge und der Schwimmer. Johnnys neuer, innerer Wahrnehmungssinn sah sie wie ein rötliches Licht eintauchen – wie das sanfte Flammen der glühenden Straße, auf der Johnny selbst sich diese ganze Zeit bewegt hatte.

Und dann war nichts mehr als die Leere des Nichts und die Sterne. Johnny hing allein im Raum. Genauso plötzlich wie sein Sinn für die Raumstraßen gekommen war, verschwand er – verschwand, wie Tomi und der Schwimmer verschwunden waren. Schweigen und Dunkelheit herrschten um ihn.

Eine Schwere und Stumpfheit erfüllte Johnny, dämpfte seine Sinne, machte ihn lustlos. Es war sicher dem Gefühl ähnlich, das ein Adler empfinden mußte, der nach einem herrlichen Flug durch die grenzenlose Freiheit zur

Erde zurückgezerrt und angekettet wurde.

Er sprach ins Funkgerät seiner Maske. „Leif? Haben Sie alles aufgenommen?“

Leifs Stimme drang von Statik gestört und schwach, wie aus ungeheuerlicher Entfernung, aus Johnnys Empfänger. „Wir haben mitgehört. Tomi ist also eingetaucht?“

„Ja“, erwiderte Johnny dumpf. „Ich bin allein, irgendwo hier draußen. Berechnen Sie bitte meine Position durch den Transmitter und holen Sie mich ab.“

„Wir kommen mit dem Schiff. Dann braucht Tomi nur zu der Stelle zurückkehren, wo er eingetaucht ist, und findet uns schon vor.“ Es dauerte nicht lange, und das Schiff kam neben ihm an. Er aktivierte seinen Ionenantrieb und begab sich zur Schleuse. Danach kam das Warten. Die endlosen Minuten wurden zu Stunden, und immer noch kam Tomi nicht zurück. Allmählich würde sein für fünf Stunden ausreichender Sauerstoffvorrat zu Ende gehen. Johnny ließ keinen Blick vom Resonanzschirm, auf dem ein Leuchtpunkt aufflammen würde, sobald Tomis Magnethülle irgendwo innerhalb eines Umkreises von hundertfünfzigtausend Kilometer um das Schiff auftauchen würde.

Er spürte eine Berührung auf seiner Schulter und blickte hoch.

„Pat ruft über Orbitrelais vom Unterhaltungssitz in Australien.“

Johnny erhob sich schwer und folgte Maytig in den Kommunikationsraum. Pats schmales Gesicht blickte aus dem Schirm, auf den ein Laserstrahl das Bild in Sekunden von der Erde übertrug.

„Hallo, Pat“, murmelte Johnny.

„Tut mir leid, daß ich dich gerade jetzt stören muß,

Johnny. Ich habe gehört, daß du auf Tomis Rückkehr wartest.“ Er verständigte sich mit dem Zungen- und Nagelklicken des Delphinkodes. Seine Augen blickten Johnny voll Verständnis an. „Aber du wirst hier gebraucht. Benutze den Kode, wenn du antwortest. Es ist unmöglich, die Übertragung geheimzuhalten.“

„Was ist los?“ klickte Johnny.

„Stuve hat seinen Zug gemacht. Er hat den Rest der Barone eines Komplotts beschuldigt, die Welt in private Königreiche aufzuteilen.“

„Kein genialer Zug“, erwiderte Johnny. „Ich kann mir nicht vorstellen, daß deshalb große Aufregung unter den Landern herrscht. Selbst wenn die Barone tatsächlich eigene Königreiche geplant hatten, wie wollen sie die Menschen an Land dazu bringen, ihre Untertanen zu werden? Jeder von ihnen hat doch nur eine Handvoll Anhänger, die den Landern ihren Willen aufzwingen könnten.“

„Nicht, so wie Stuve es hinstellt“, klickte Pat. „Sie haben *uns!*“ Sein Gesicht wirkte jetzt grimmig. „Stuve behauptet, daß mehr als eine Milliarde Seegeborene im Meer leben, und daß wir uns seit sechs Jahren rüsten und Kämpfer ausbilden, um das Land zu erobern. Nach seinen Worten hat Ebberly einen Vertrag mit uns abgeschlossen. Wir sollen die Polizeimacht in den neuen Königreichen der Barone übernehmen, und die Lander sollen als Leibeigene behandelt werden. Und das Land glaubt ihm! Es herrscht Panik unter einer Hälfte, und die andere ist dem Aufstand nahe, während die Barone sich in Ebberlys Nordsitz verschanzt haben. Ebberly möchte, daß du sofort hinkommst.“

„Sofort geht nicht“, protestierte Johnny. „In neunzig Minuten geht Tomis Luftvorrat zu Ende ...“ Er unter-

brach sich. „Viel länger wird es nicht dauern. Sag es Eberly.“

Der Schirm wurde dunkel.

Johnny und der Rest der Mannschaft warteten weiter. Eine halbe Stunde verging, zehn weitere Minuten verstrichen ... Dann, eine Stunde und zwanzig Minuten nach Pats Anruf, zehn Minuten, bevor Tomis Sauerstoffvorrat ausging, meldete der Junge sich mit glücklicher Stimme, als er unmittelbar vor der Schleuse auftauchte. Neben ihm befanden sich drei Raumschwimmer, einer rot, einer rotorange und einer grün. So groß das Schiff auch war, verglichen mit ihnen wirkte es winzig.

Die Luftschleuse wurde geöffnet, und Tomi schoß herein. Er redete sofort zur versammelten Besatzung, die ihn im Bereitschaftsraum erwartete.

„Sie sind Junge“, sprudelte er heraus, kaum, daß er die Wasserlungen abgenommen hatte. Dann befreite er sich von seinem Rückenpack. „Wir haben uns angefreundet.“

„Wo warst du?“ fragte Leif aufgeregt.

„Oh, überall. Ich habe alle möglichen Arten von Sonnen gesehen. Und Planeten ebenfalls. Manche blau, mit Meeren, wie die Erde – wir konnten nur nicht zu nahe heran. Ihr wißt doch, wie es mit einem Strudel im Wasser ist, wie er einen ansaugt. So ähnlich ist es mit den Planeten oder Sonnen, oder überhaupt einem festen Körper im Raum für die Schwimmer ...“ Er hielt abrupt inne, als die Vibration der Schiffshülle den Start des Ionenantriebs verriet. Auf dem Schirm konnte man die drei Schwimmer sehen, die allmählich immer kleiner wurden. „Wohin fahren wir? Nach Hause?“

„Ja“, erwiderte Johnny. „Es ist etwas dazwischengekommen. Du hast doch keine Schwierigkeiten beim Eintauchen gehabt?“

„Nein“, Tomi schüttelte den Kopf. „Aber ich weiß nicht, wie man es tut. Es geschieht irgendwie ganz von selbst, wenn man sich in die richtige Richtung bewegt.“

„Hast du deine Freunde, die Schwimmer, gefragt?“ erkundigte sich Leif gespannt. „Wissen sie es?“

Tomi blickte den Mann mit der hohen Stirn und dem schütterten Haar an. „Tut mir leid“, bedauerte er. „Das wollte ich gerade sagen. Sie wissen es nicht. Verstehen Sie, sie sind eigentlich wirklich alt, aber doch sehr jung. Ich meine, sie haben schon eine lange Zeit gelebt, aber für ihre Art sind sie jung. Einer erzählte mir, daß er sich noch gut daran erinnert, wie es auf dem Südpol noch kein Eis gegeben hat. Aber sie sind nicht wie wir. Wenn sie geboren werden, sind sie kaum richtig lebendig – sie sind wie Muscheln. Dann allmählich wachsen sie, bis sie wie Tiere werden, und dann schließlich fangen sie an, zu denken wie Menschen. Aber sie leben fast ewig, und da dauert ihr Erwachsenwerden eine lange Zeit. Meine Freunde konnten gar nicht verstehen, daß ich gleich mit einem Gehirn geboren wurde.“

„Du meinst ...“ Leif unterbrach sich und wandte sich an Maytig. „Das ist irgendwie verständlich, wenn ich es recht bedenke. Es gibt im All nichts, was sie töten könnte. Sie haben also keine Feinde. Sie könnten demnach ewig leben, wie Tomi sagt. Es wäre möglich, daß sie ihr Dasein als lebende Gaswolken beginnen und sich individuell zu denkenden Wesen entwickeln. Aber das ist ja ungeheuerlich!“ Leif drehte sich wieder zu Tomi um. „Wenn die Jungen, die du kennengelernt hast, sich so weit entwickelt haben – wie weit muß dann erst die Evolution der Alten gehen! Bedenke doch nur, was sie uns lehren könnten! Tomi, das nächstmal mußt du dich mit einem der älteren Schwimmer unterhalten!“

„Aber das habe ich Ihnen doch schon im Tank erklärt!“ rief der Junge.

Leif und die anderen starrten ihn verständnislos an. „Mir erklärt?“ fragte Leif. „Was?“

„Daß die Alten nicht reden wollen! Erinnern Sie sich denn nicht, daß ich Ihnen erzählt habe, nachdem ich zum erstenmal im Tank war, daß der Alte nicht mit mir sprechen wollte? Meine Freunde – die Jungen – sagen, das ist nicht nur bei mir oder überhaupt jemandem von uns so. Die Alten reden nicht einmal mit ihnen.“

Leif und Maytig sahen einander an. „Vielleicht“, meinte Maytig, „*können* die älteren Schwimmer nicht reden.“

„Oh, das können sie sehr wohl“, versicherte ihr Tomi. „Sie können sich sehr unmißverständlich ausdrücken, daß sie in Ruhe gelassen werden wollen. Und sie wissen ungeheuerlich viel – zum Beispiel, wie das Eintauchen vor sich geht. Meine Freunde sagen, sie wissen so gut wie alles. Und man kann es spüren, daß das stimmt, wenn man nahe an einen Alten herankommt. Aber sie reden einfach nicht darüber.“

Er blickte die Erwachsenen um sich herum an. „Es ist wie – wie eine Überzeugung. Deshalb ließen sie auch zu, daß die Männer von der Raumakademie sie töteten, wenn man sie einfing, wie du erzählt hast, Vater. Die Älteren wissen alles, aber sie sagen nichts. Eher sterben sie!“ Er blickte Johnny fest an. „Es tut mir leid, Vater. Aber so ist es eben.“

#### 14.

Vierzehn Stunden später tauchte das Raumschiff im Morgengrauen vierzig Faden tief in den Nordatlantik.

Die luftgefüllten Kapseln hielten es im Wasser neben dem Hauptquartierheim des Nordatlantikgebiets des Seevolks fest. Ein Kleinboot wartete dort bereits auf Johnny, um ihn an Land zu bringen. Auch die meisten der Seehauptleute hatten sich hier im Hauptquartier versammelt, bereit für eine Auseinandersetzung mit dem Land, falls es tatsächlich dazu kommen sollte. Fast alle der Drittgenerationsmänner des Nordatlantikgebiets befanden sich bereits etwa achtzig Kilometer vor der Savannah Stand Küstenlinie. Sie hatten sich sofort gesammelt, als Pat die See benachrichtigte, daß er Johnny auf Ebbertlys Verlangen zurückrief.

In diesem achtzig Kilometer Radiusgebiet, berichteten die Seehauptleute Johnny, warteten bereits mehr als zwanzigtausend Bewaffnete darauf, daß Johnny das Zeichen gab, wenn es erforderlich war. Weitere Streitkräfte zogen sich in anderen Meeresgebieten zusammen. Außerdem konnte die gesamte Seebevölkerung sich in die Meerestiefe zurückziehen, falls die Aktion Feuerring gestartet werden mußte.

Johnny schüttelte den Kopf. „Ich hoffe immer noch auf eine annehmbare Lösung – sowohl für uns als auch für das Land.“ Er sah, wie Leif ihn anstarrte, und erwiderte seinen Blick fest. Der landgeborene Wissenschaftler senkte die Augen. „Wenn mir irgend etwas zustößt, müßt ihr nach eigenem Ermessen handeln. Aber sprecht mit dem Land. Gebt den Landern eine Chance, ehe ihr die Aktion Feuerring auslöst.“

Seine Augen streiften über den Halbkreis der Gesichter. „Werdet ihr das tun? Kann ich mich darauf verlassen?“

Sie nickten. Er drehte sich um und stieg in das wartende Kleinboot.

Niemand befand sich am Landungssteg des Transportgruppen-Flughafens. Johnny stieg aus dem Boot, das sich sofort wieder der offenen See zuwandte. Er rannte an den Flugzeugen vorbei und durch die Iris des Tors zum Bahnhof.

Er war leer. Lichter brannten, Leuchtreklamen glitzerten über dem Restaurant- und Barteil. Aber in diesem ganzen riesigen Komplex rührte sich keine Menschenseele. Erst als Johnny die Rolltreppe zur Zuführerbusstation fuhr, sah er eine hochgewachsene Gestalt auf ihn zukommen. Selbst aus dieser Entfernung erkannte er Pat.

„Ich habe ein Privatschiff im Luftbusgelände“, sagte Pat. „Komm. Die Zivilgruppe verhaftet jeden, der sich im Chikagokomplexgebiet im Freien aufhält. Du würdest von hier nie per U-Bahn zu Eberlys Nordsitz kommen.“

Fünf Minuten später schoß die Privatrakete himmelwärts, über die von der Verkehrskontrolle überwachte Höhe hinaus.

„Dann sind die Gruppen also soweit, gegeneinander zu kämpfen“, sagte Johnny.

„Ja.“ Pats schmales Gesicht wirkte eingefallen und älter, als Johnny es das letztmal gesehen hatte. „Der Großteil der Zivilgruppe glaubt, die Barone – Stuve ausgenommen – wollen sie auflösen, damit sie die Alleinherrschaft über die Welt übernehmen können.“ Pat lenkte die Rakete in Horizontalflug.

„Wie hat es angefangen?“ fragte Johnny.

„Früh gestern abend hat ein Trupp in Transportuniformen und mit dem Transportgruppenzeichen Gino Morandi, den Baron der Zivilgruppe, entführt. Vielleicht erinnerst du dich ...“

„Ja, ich erinnere mich“, murmelte Johnny. „Und wie ging es weiter? Haben sie ihn gefunden?“



„Ja, seine Leiche, heute morgen. Aber gestern, eine Stunde nachdem in den Nachrichten über seine Entführung berichtet wurde, sprach Stuve in einer Direktsendung an die ganze Welt. Er erklärte, man sei an ihn herangetreten, sich an einer Verschwörung zu beteiligen, er hatte jedoch abgelehnt. Er behauptete, Eberly und die fünf anderen der größten Barone hätten gemeinsam beschlossen, Morandi zu töten und die Zivilgruppe aufzulösen.“

„Was das Ende von Gesetz und Ordnung an Land bedeuten würde.“

„Richtig.“ Pat nickte. Das Schiff tauchte jetzt etwas außerhalb von Lake Superior in die Tiefe. „Ohne eine Polizeimacht hätten im Grund genommen nur die Angehörigen der größeren Gruppen einen gewissen Schutz. Der Großteil der Bevölkerung wäre jedoch hilflos im Fall von Übergriffen.“

Wenige Minuten später landete die Rakete auf dem privaten Landefeld des Transportsitzes Nord. Pat führte Johnny an den Bewaffneten vorbei, die hier Wache hielten, und auf ein Laufband, das sie in dasselbe bungalowähnliche riesige Gebäude führte, in dem sie sich schon einmal mit Eberly unterhalten hatten.

Eberly erwartete sie im gleichen Raum, doch diesmal nicht allein. „Ihr habt es gehört“, sagte der Transportbaron gerade zu den anderen, als Johnny und Pat eintraten. Eberly stand mit dem Rücken zur Tür mit breitgespreizten Beinen, den Schultern gestrafft und den Händen in die Hüften gestemmt, und blickte auf die fünf anderen Barone, die in einem Halbkreis vor dem Schreibtisch saßen. Gleich neben Eberly versank der sechzigjährige Quayle Walser, Baron der Kommunikationsgruppe, fast in dem weichen Sessel. An ihn schlossen der korpulente Pao Jacoski von der Fabrikationsgruppe an, der alte Wal-

ly Kutch von der Versorgung, Michael Under von der Klerusgruppe und dann noch Ed Poirä vom Vertrieb, mit fast so imponierender Statur und Haltung wie Ebberly.

„Stuve ruft zu einer Volksabstimmung auf“, fuhr Ebberly fort. „Für eine Weltregierung. Genau das, wogegen unsere Gruppen seit hundert Jahren kämpfen. Ihr wißt, wer der Führer dieser Weltregierung sein würde – Barth Stuve.“

Ebberly machte eine Pause. Er legte seine Hände jetzt hinter den Rücken. In der plötzlich herrschenden Stille waren Johnnys und Pats Schritte laut zu hören. Ebberly drehte sich um.

„Ah, da sind Sie ja“, sagte er. Sein Gesicht war unbewegt und seine Stimme ruhig. „Sie hatten recht, Johnny Joya, und ich täuschte mich. Möchten Sie, daß ich mich entschuldige? Einen Kniefall mache? Ich tue es gern, wenn Sie darauf bestehen, denn wir brauchen Sie jetzt.“

„Da bin ich mir nicht so sicher“, warf Ed Poirä scharf und mit unfreundlicher Miene ein.

„Sie sind ein Narr, Ed“, sagte Ebberly, ohne die Stimme zu heben oder den Blick von Johnny zu nehmen. „Als Stuve damals den Vorschlag machte, diese Leute zu ächten, waren Sie der erste, der zustimmte.“

„Sie waren auch nicht dagegen“, knurrte Poirä.

„Weil ich ebenfalls ein Narr war“, erwiderte Ebberly. Er wandte sich wieder an Johnny. „Nun, Joya, wie ist es? Wenn Stuve die Herrschaft über die Welt ergreift, ist es aus mit dem Fortschritt. Aus mit der Hoffnung, doch noch einen Weg zu den Sternen zu finden. Und ich will zu den Sternen! Deshalb bin ich bereit, jeden Preis zu bezahlen, damit Stuve sein Ziel nicht erreicht. Und ihr Seegeborenen solltet euch auch nicht scheuen, alles aufs Spiel zu setzen – denn wenn er die Herrschaft übernimmt, wird er keine Gruppe dulden, die nicht unter sei-

ner Kontrolle steht. Und das würde auch das Ende eurer Seekultur bedeuten.“

Johnny schwieg.

„Soll ich das Reden allein besorgen?“ brummte Ebberly. „Also gut. Barth Stuve hat sich in seinem Jagdsitz in den Rocky Mountains verschanzt. Er befindet sich auf dem Gipfel eines Berges oberhalb des Yellowstone Parks. Der einzige Weg, ihn aufzuhalten, ist, dort an ihn heranzukommen. Aber das ist für uns unmöglich, denn der Berggipfel ist zur Festung ausgebaut. Sie hat Raum- und Atmosphärenverteidigung gegen alles, von Raketenbeschuß, Bombenbewurf bis zum Kamikazeflieger. Schwere Waffen den Berg hinaufzuschaffen, ist ebenfalls so gut wie unmöglich. Und selbst wenn wir alle unsere Leute zu einem Angriff über die Hänge den Berg hochschickten, würden sie nichts ausrichten. Wir kommen an Barth nicht heran – aber Sie könnten es schaffen.“ Er hielt inne und blickte Johnny an.

„Sprechen Sie weiter“, forderte Johnny ihn auf.

„Am Gipfel befindet sich innerhalb der Festungsmauern ein Bergsee. Und etwas unterhalb tritt ein Fluß aus der Bergwand aus. Er wird von dem See durch eine Reihe von Höhlen im Berginnern gespeist. Im Fluß gäbe es einen Weg nach oben. Es wäre zur Hälfte eine Sache des Tauchers, zur anderen eine Kletterpartie durch die Höhlen. Wir haben keinen einzigen Mann, der das fertigbrächte – aber Ihre Leute könnten es!“

Johnny nickte nachdenklich. „Ich dachte mir so etwas Ähnliches. Aber wieso glauben Sie, daß ich das Leben meiner Männer aufs Spiel setzen würde, um Ihnen die Kastanien aus dem Feuer zu holen?“

„Wir geben Ihnen alles dafür, was Sie verlangen“, sagte Ebberly. „Mein Wort darauf.“

„Sparen Sie Ihr Wort für jemanden, der es glaubt“, brummte Johnny. Sein Blick glitt grimmig über die Gesichter aller Anwesenden. „Also gut – das ist unser Preis, wenn wir Barth für Sie holen sollen: Eine Erklärung, daß die ursprüngliche Ächtung des Seevolks ungerecht war. Und eine Garantie, daß die Meere uns als nationales Territorium gehören – nicht nur unter Wasser, sondern auch die Oberfläche und der Luftraum darüber.“

Ebberly starrte ihn einen Augenblick ausdruckslos an.

„Gut“, sagte er schließlich. „Einverstanden. Fangen Sie mit der Aktion an.“

„Nicht so schnell“, wehrte Johnny ab. „Zuerst verlange ich, daß Sie alle hier eine gemeinsame Erklärung zur sofortigen Veröffentlichung über die Nachrichtenmedien abgeben. Sie teilen mit, daß Sie die Ächtung des Seevolks aufheben und daß alle Meere Eigentum des Seevolks sind.“ Er blickte an Ebberly vorbei auf die anderen Barone. „Wenn Sie es tun, rette ich Ihnen den Hals. Tun Sie es nicht, werde ich keinen Finger für Sie rühren.“

„Kümmern Sie sich nicht um sie“, sagte Ebberly barsch. „Sie werden es tun, dafür Sorge ich. Wir geben die Erklärung sofort ab.“ Er drehte sich den anderen Baronen zu.

Johnny wandte sich an Pat. „Setz dich mit den Seehauptleuten in Verbindung. Sie sollen ...“ Er unterbrach sich und fragte Ebberly: „Wie viele Männer hat Stuve auf dem Berg?“

„Etwa hundert – für mehr ist dort oben kaum Platz.“

„Also sag ihnen, sie sollen fünfzig Mann schicken, am besten ehemalige Kadetten“, wandte Johnny sich wieder an Pat. „Oder besser noch, du holst sie persönlich.“

„Nein“, erwiderte Pat und blickte ihn fest an. „Ich bleibe bei dir und begleite dich zu Stuve.“

Es war fünf Uhr, als Johnny mit Pat und den fünfzig Seegeborenen auf einem schneebedeckten Hang in den Rockies landeten. Etwa dreihundert Meter höher lag der felsige Gipfel, auf dem Stuves Jagdsitz sich in einer schüsselförmigen Mulde befand. Der Gipfel lag noch unterhalb der Baumgrenze, so daß Nadelbäume dicht an den Hängen und in der Mulde standen. Die Mulde selbst hatte hohe Felswände an allen, außer einer Seite, wo die Station sich befand.

Johnny führte Pat und die fünfzig Mann über den Schnee zwischen den Bäumen des Hanges hinauf. Der Himmel war wolkenlos, und die Luft für die Jahreszeit zu mild. Hoch über ihren Köpfen kreiste ein Habicht. Weit hinter ihnen lag die Gallatin Range, unter ihr der Yellowstone Park.

Im Transportsitz Nord hatte Johnny Luftaufnahmen der felsigen Mulde und des Jagdhauses studiert. Die Mulde war nicht mehr als etwa fünfzehn Kilometer im Durchmesser. Die innere Hälfte füllte ein blauer, tiefer Bergsee, reich an Forellen, da er durch den Wetterschild, den die Mulde bildete, nicht zufror. Dieser Schild schützte auch alles in der Mulde, in der es jedoch außer den Forellen und importierten, seltenen Albinoeichhörnchen mit gewaltigen, besonders buschigen Schwänzen nichts zu jagen, beziehungsweise zu fischen gab. Die Eichhörnchen hausten auf den Tannen und Fichten rund um den See.

Das riesige Jagdhaus, schon fast eine Burg, war am Muldenhang erbaut und reichte bis dicht an den See, wo die Erker eines Turmanbaus über dem Wasser hingen. Dieser vier Stockwerke hohe Turm hatte auch zwei Bal-

kone auf den beiden oberen Etagen, sie waren dem Land zugewandt. Fenster hatte der Turm keine, es konnten sich auch keine stationären Waffen dort befinden. Der Rest des Gebäudes war ebenfalls fensterlos, seine Mauern gegen Raketengeschosse gepanzert und mit einem Magnetschild versehen, der alle Sonar- oder elektronischen Waffen abwehrte. Der einzige wunde Punkt, wie Johnny nach seinem Studium annahm, war der rückwärtige Teil der Station, gerade innerhalb der Bergglücke zum Eingang dieses Gebiets. Wenn er und die Seegeborenen dort einzubrechen vermochten, konnten sie sich ihren Weg in das Jagdhaus erkämpfen.

Sie erreichten jetzt die Stelle – sie war von einigen von Eberlys Leuten bewacht –, wo der Fluß aus dem Berg trat. Die Seegeborenen zogen sich die Masken übers Gesicht und glitten ins Wasser. Die Strömung war sehr stark, aber sie hatten sich mit Düseneinheiten ausgerüstet, mit deren Hilfe sie gegen den Strom in den Berg drangen. Im Berginnern verlief der Fluß vielfach durch die Reihe von Höhlen in Fällen und Schnellen. Es war ein langsames Vorankommen, aber nur für einen Lander schwierig. Weniger als eine Stunde später bahnten sie sich mit Schneidbrennern einen Weg durch eine zu enge Felsöffnung in den See, etwa sieben Meter unter dessen Oberfläche, und ungefähr vier Meter vom Ufer entfernt.

Das Ufer selbst war dicht mit Büschen bewachsen. In ihrem Schutz krochen sie zu den Nadelbäumen des Hanges hoch und in einem Bogen durch den Wald zu der drei Stock hohen, weißen Rückenwand des Stationseingangs. Johnny hob die Hand als Signal für den Angriff.

Der plötzliche Explosionsknall der Sonarladung, die von der Vorhut gezündet worden war, um das Außentor der Station zu sprengen, dröhnte in Johnnys Ohren, als er

sich mit einem Trupp seiner Leute noch etwa fünfzehn Meter unterhalb davon befand. Der Knall und die plötzliche Druckwelle erinnerten ihn an ihren Überfall auf den New York-Komplex vor sechs Jahren, den er geleitet hatte, um die an Land gefangengehaltenen Exkadetten zu befreien. Er rannte jetzt aus der Deckung heraus und halb rutschend, halb kletternd hoch.

Der Stationseingang war weit aufgesprengt. Ein Schwall warmer Luft blies heraus. Ein paar Metallstücke, kleinere Teile des geborstenen Tores, und ein paar Tote, die sich dunkel im Weiß des Schnees abhoben, waren alles, was sie sahen. Dann befanden sie sich in der Station. Die Exkadetten schwärmten hinter Johnny mit Sonar-gewehren in den Händen aus, um jede Deckung auszunutzen. Ihre Grundausbildung in der Akademie war durch die sechs Jahre des Gejagtwerdens noch wesentlich verbessert worden. Sie bewegten sich wie Berufssoldaten. Zwischen ihnen und den angeheuerten Bravados in Transportuniform, die sie unterstützen sollten, und die sie durch die Sprengung der Station eingelassen hatten, bestand derselbe Unterschied wie zwischen Wolf und Hund. Im Gegensatz zu den Landern konnten die Seegeborenen nun auch ihren Drittgenerationssinn einsetzen, der ihnen die Position aller ihrer Leute verriet. Außerdem war ihnen hier auch ihr Orientierungssinn sehr von Nutzen. Sie bewegten sich mit einer Sicherheit, die kein landgeborener Kämpfer erreichen konnte, und die bleichen Strahlen des Sichtmechanismus ihrer Gewehre huschten durch die dichten Bäume vor ihnen.

Sie schoben sich nun alle auf dem Bauch vorwärts. Pat hatte trotz seiner langen Jahre an Land keine Schwierigkeiten, an Johnnys Seite zu bleiben. Er und Johnny waren in der vordersten Linie der kriechenden Angreifer, und

sie befanden sich noch etwa dreißig Meter vor dem inneren Eingang zum Haupthaus. Johnny hielt an und klickte einen Befehl. Sein Kehlkopfmikrofon trug ihn an den nächsten Seegeborenen weiter. Eine Sonarbombe wurde auf die geschlossenen Eingangsflügel geworfen. Doch etwa zwei Meter vor der Tür löste der Magnetschild sie bereits aus. Aber allein der Luftdruck der verfrühten Explosion ließ die Hausmauer zusammensacken und warf die Seegeborenen zurück auf den Betonboden der Station.

„Jetzt!“ schrie Johnny in sein Mikrofon. Er erhob sich und stürmte auf das Haus zu. Er spürte die Gegenwart der Seegeborenen rings um sich, und er sah Patrick neben sich. Im Gebiet des Magnetschildes erdröhnte eine neue Explosion. Sie waren also bereits durch den Schild hindurch. Eine schief in den Angeln hängende Tür befand sich vor Johnny.

Er stürzte hinein in die Dunkelheit – und fühlte mehr, als er sie sah, die blassen Strahlen auf sich zukommen. Er warf sich auf den Boden. Pat lag neben ihm auf dem weichen Teppich. Die schlanken Finger, die die Musik des Seevolks komponiert und gespielt hatten, lagen ruhig am Auslöser des Sonargewehrs. Es war Pats Schuldbewußtsein der vergangenen sechs Jahre, das ihn hierhergeführt hatte, das war Johnny plötzlich ganz klar. Er verstand es. Aber er sollte nicht hier sein, dachte er, nicht Pat. Keine Landerwaffe dürfte auch nur die Gelegenheit bekommen, den Faden dieser Musik zu durchtrennen, die noch unkomponiert in Pats Kopf schlummerte. Aber er hatte darauf bestanden mitzukommen, und jeder des Seevolks hatte das Recht, frei über sich zu bestimmen. Ich muß zusehen, daß ich ihn irgendwie lebend hier herauskomme, dachte Johnny.

Nun war der Raum von den Verteidigern gesäubert. Er



und Pat sprangen geduckt auf und schlichen mit den anderen Seegeborenen vorwärts. Eine elektronische Lichtbarriere blendete sie plötzlich, aber sie brachen hindurch und sahen sich einer Gruppe von fünf Männern in der Uniform der Konstruktionsgruppe gegenüber, die einen Thermitstrahler auf sie richteten. Ohne anzuhalten, stürmten Johnny und Pat auf sie ein, und es kam zu einem wilden Handgemenge, das die physisch und psychisch überlegenen Seegeborenen schnell zu ihren Gunsten beendeten.

Weiter stürmten sie zu der Doppeltür am Ende eines breiten Korridors, und nach einem kurzen Schußwechsel brachen sie sie auf und stolperten über ein paar Tote. Sie befanden sich jetzt in einem riesigen Raum mit einem Schwimmbecken von olympischen Proportionen in der Mitte. Eine Dampfexplosion aus dem Wasser des Beckens warf sie kurz zurück, doch dann rannten sie in sicherem Abstand vom Wasser zu einer Wand, die fast nur aus Terrassenfenstern bestand. Pat war immer noch an Johnnys Seite.

Drei Zimmer mit ausgedehnten Kämpfen später schrie etwas in Johnny ihm eine Warnung zu. Er warf sich zur Seite, und der gesamte Berg, auf dem das Haus ruhte, schien sich in die Luft zu heben, als risse etwas ihn mit samt den Wurzeln aus. Einen Moment lang donnerte ein Knall, Staub wirbelte auf und verhinderte die Sicht – dann herrschte absolute Stille. Johnny öffnete die Augen und stolperte auf die Füße. Der Staub um ihn legte sich allmählich. Er sah, daß die Wände ringsum verschwunden waren.

Die Leichen von Stuves Leuten und von zwei Seegeborenen lagen rund um ihn herum, daß es fast wie ein Muster aussah, dessen Mittelpunkt er war. Er betrachtete

es und erkannte die kausale Berechnung in jenem Sekundenbruchteil, der ihn gerettet hatte. Er war in den kleinen toten Punkt genau im Zentrum der Sonarexplosion gesprungen. Er hielt nach Pat Ausschau und versuchte sich zu erinnern, ob er vor der Explosion noch bei ihm gewesen war, aber es gelang ihm nicht. Und zwischen den Toten befand er sich glücklicherweise nicht.

Johnny schüttelte benommen den Kopf. In seinen Ohren dröhnte immer noch der Nachhall der Explosion. Das Gebäude um ihn existierte nicht mehr. Statt dessen trennte eine breite Lücke den Hausteil hinter ihm von dem vierstöckigen Turm am Wasser.

Es war, als wäre überhaupt keine Zeit verstrichen, aber Johnny sah jetzt, daß die Sonne inzwischen bis zu den Bergzacken am Horizont gesunken war. Ihre fast geraden Strahlen tauchten die Gegend in ein tiefes Rot und blendeten ihn ein wenig. Das dachte er zumindest, bis er erkannte, daß es das Licht von etwas Schimmerndem über dem Turm war. Er blinzelte, und als er sich darauf konzentrierte, sah er einen Magnetschild, der nur ein paar Zentimeter aus der runden Mauer des Turmes ragte, und etwa einen halben Meter dort, wo sich die Balkone des dritten und vierten Stocks, sowohl als auch die Außentreppe befanden, die zwischen ihnen bis zum Boden herabführte.

Eine Tür im Fundament des Turmes, das durch die Explosion freigelegt worden war, lag hinter dem Magnetschild. Auch der Fuß der Außentreppe befand sich innerhalb des Schildes. Wenn dieser Schild auch ihr Eindringen nicht verhindern konnte, vermochten doch ihre Sonar- und Vibratorwaffen, solange er bestand, dem Turm nichts anzuhaben. Johnny sprach in sein Kehlkopfmikrofon.

„Würde jemand nachsehen, ob in dem noch stehenden Gebäudeteil ein Telefon zu finden ist?“ Er mußte nicht lange warten, bis einer der Seegeborenen ihm eine kleine Perlmutterpyramide brachte. Johnny nahm sie und drückte mit dem Finger auf ihre Spitze.

„Auskunft“, bat er.

Nach einer Sekunde antwortete eine glockenhelle Stimme. „Hier ist die Auskunft.“

„Ich hätte gern die Nummer des Westturms des Jagdsitzes von Barth Stuve. Ich selbst befinde mich im Augenblick in einem anderen Teil des Gebäudes. Würden Sie mich bitte zurückrufen und verbinden?“

„Es könnte sich aber möglicherweise um eine Geheimnummer handeln, Sir.“

„Wenn das der Fall ist, dann sprechen Sie bitte mit dem Teilnehmer. Ich bin ziemlich sicher, daß er sich mit mir unterhalten möchte.“

Er blieb am Telefon und wartete. Währenddessen wandte er sich an den nächsten der Seegeborenen um ihn. „Hast du Pat gesehen?“

„Deinen Vetter? Nein, nicht seit wir das Haus betreten.“

„Würdest du bitte nachsehen, ob du ihn irgendwo finden kannst?“ Der Mann drehte sich um.

Johnny sprach zu einem anderen. „Klettere zu den Transportschiffen am Berghang hinunter. Flieg mit einem zum nächsten Transportzentrum – Yellowstone Park müßte eines haben –, und rufe Ebberly an. Laß dir von ihm die Ausrüstung besorgen, den Magnetschild um den Turm in die Luft zu blasen.“

„Ihr Gesprächspartner, Sir.“

„Hallo, Johnny“, meldete sich der sanfte Bariton Barth Stuves. „Ich habe Ihren Anruf erwartet. Ich bin bereit,

mich zu ergeben – unter meinen eigenen Bedingungen, natürlich.“

„Und die wären?“ fragte Johnny.

„Kommen Sie allein zu mir, dann sollen Sie sie erfahren. Allein und unbewaffnet. Außer mir befindet sich niemand im Turm. Glauben Sie es mir.“

„Es spielt keine Rolle, ob ich Ihnen glaube oder nicht“, erwiderte Johnny. „Ich komme.“

Er legte sein Sonargewehr auf den Boden und die Seitenwaffe dazu. Er blickte die Treppe hoch, die zu den beiden Baikonen führte, und dann auf die Tür im Fundament des Turms. Sie schwang nach innen auf. Dahinter lag tiefe Dunkelheit.

Er näherte sich ihr. Der Magnetschild schien einen Augenblick wie eine Seifenblase an ihm zu kleben, dann war er hindurch. Er trat in die Finsternis, und hinter ihm schloß die Tür sich automatisch.

Das Licht ging an. Er stellte fest, daß er sich in einem kreisrunden Raum befand, der wie ein Herrenzimmer ausgestattet war. Eine lautlos laufende Rollrampe erhob sich in der Mitte des Zimmers und verschwand durch die Decke ins nächste Geschöß. Er ließ sich von ihr dorthin tragen. Hier, im ersten Stock, befanden sich mehrere Büros, alle leer. Also begab er sich eine Etage höher und kam durch einen ebenfalls verlassenem Speisesaal. Darüber, im dritten Stock, befand sich ein weiteres Herrenzimmer, und in der vierten Etage brachte die Rollrampe ihn zu einem schmalen Korridor mit je einer geschlossenen Tür rechts und links.

„Die linke Tür“, erklang Stuves Stimme von irgendwo aus der Korridorwand.

Johnny trat zur linken Tür. Sie öffnete sich vor ihm. Er sah etwas vor sich, das wie ein Arbeitszimmer im Stil des

späten neunzehnten Jahrhunderts aussah. Wände und Decke waren mit Nußbaumholz getäfelt, ein schwerer Orientteppich bedeckte fast den ganzen Parkettboden. Ein altmodischer offener Kamin mit Marmorsims befand sich in der Wand zu Johnnys Rechten. Von einem falschen Fenster, das in Wirklichkeit ein Bildschirm war, fiel goldenes Abendlicht aus der der äußeren Rundung des Turmes angepaßten Wand, direkt Johnny gegenüber.

Am Ende des Zimmers, links vom Kamin und vor dem Fenster befand sich ein massiver Schreibtisch, hinter dem Stuve in einer grauen Wolfspelzjacke stand. Die lächerlich breiten Schultern verdeckten den größten Teil des Bildschirms, der den friedlichen See zeigte. Johnny schritt zum Schreibtisch und blieb davor stehen.

Eine Sekunde sahen Stuve und er sich schweigend an.

„Sie kamen also, um meine Bedingungen zu hören“, sagte Stuve sanft.

„Stimmt.“

„Nein, das glaube ich nicht.“ Stuves Hände waren hinter dem Schreibtisch versteckt gewesen. Jetzt hob er die Rechte. Sie hielt eine Sonarpistole. „Sie kamen hierher, um mich zu töten.“

„Nein“, erwiderte Johnny ruhig. „Nicht, wenn Sie sich ergeben. Nicht, wenn Sie sich zurückziehen und nicht mehr versuchen wollen, die Herrschaft an sich zu reißen.“ Beim Anblick der Sonarpistole hatten sich ihm die Härchen auf dem Nacken aufgestellt, aber sein Verstand arbeitete mit kühler Präzision, während er sich gleichzeitig im Zimmer umsah. Er dachte daran, daß Stuves Verstand nicht weniger überlegt und schnell als sein eigener funktionierte und daß er sich in diesem Fall nicht wie sonst auf seine Überlegenheit verlassen konnte.

„Ich bin enttäuscht. Ich dachte, Sie wären ehrlich zu

mir. Ich bin es zu Ihnen. Ich sorgte dafür, daß Sie hierherkamen, um Sie zu töten – weil Sie mein früheres Angebot der Partnerschaft nicht annahmen. Sehen Sie ...“

Er trat hinter dem Schreibtisch hervor, die Pistole weiter auf Johnny gerichtet, und an den Kamin. Er drückte auf eine Stelle des Simses darüber. Ein Klicken war zu hören. Der ganze Kamin schwang zurück. Er drehte sich auf Angeln und gab einen kreisrunden, mit glänzendem Metall verkleideten Schacht frei. Eine Metalleiter führte in die Tiefe, aus der Licht heraufstrahlte.

„Ich wollte, daß Sie verstehen und sich das ansehen, ehe ich Sie töte, Johnny“, sagte Stuve. „Das hier ist mein Geheimgang, der mich in Sicherheit bringt. Bis Ihre Leute sich einen Weg hier herein sprengen, bin ich schon lange mit meiner privaten U-Bahn auf dem Weg zum Yellowstone Park Bahnhof.“

Er hielt inne und starrte Johnny an. „Es ist Ihre letzte Chance, Ihren Entschluß zu ändern. Ich habe hier in meinem Jagdsitz auf Sie gewartet, weil ich wußte, daß Sie den Angriff persönlich leiten würden, weil ich wußte, daß Sie in meinen Turm kämen. Ich wollte Sie retten, wenn es möglich wäre ...“

Seine Augen verengten sich. Johnny sah, daß Stuve seine Anspannung bemerkt hatte. Er warf sich vorwärts. Seine beiden Hände schlugen nach innen, wie die Klängen einer Schere – seine Linke traf den Lauf der Sonarpistole, die Rechte hieb wie eine Axt auf Stuves Handgelenk. Die Pistole flog vor den Kamin. Gleichzeitig riß Johnny die Linke zurück und nach oben, um mit der Kante Stuves Hals zu erwischen. Aber sein Vorteil der seegeborenen Reflexe, auf die er sich bei der Entwaffnung Stuves verlassen hatte – denn er hatte natürlich die Pistole vorhergesehen –, genügte in diesem Fall nicht.

Stuves Hals war nicht, wo er ihn erwartet hatte. Der Konstruktionsbaron war im gleichen Augenblick zurückgesprungen, als Johnny ihm die Pistole aus der Hand schlug. Und nun trennte ihn die Schreibtischecke von seinem Gegner.

Johnny griff nach ihm, aber seine Finger erfaßten lediglich eine Handvoll des Pelzes der Jacke und ein Stück Hemd darunter. Sowohl Jacke als auch Hemd gaben nach und rissen, als Stuve erneut zurücksprang. Im Sonnenuntergang des falschen Fensters stand er nun mit den Fetzen seiner Jacke, die genau wie das zerrissene Hemd seinen Oberkörper entblößten. Kein Laut kam über seine Lippen, nur das leise Zischen war zu hören, als er die Luft einsog. Seine Hand ruhte auf der Oberfläche des Schreibtischs, und seine Augen funkelten in dem stillen, weißen Gesicht.

Johnny stand leicht geduckt und schätzte die Situation beim Anblick von Stuves Oberkörper neu ein. Die Pelzjacke mit ihren breiten, gepolsterten Schultern hatte wie eine übertriebene Modetorheit ausgesehen. Nun erinnerte Johnny sich an den dicken Schnurrbart von Stuves Vetter – einem der Jäger, die sein Bergheim angegriffen hatten, als Pat und Maytig zu ihm gekommen waren. Dieser Schnurrbart hatte eine Hasenscharte verborgen. Die breitschultrige Jacke war, wie Johnny jetzt sah, ein geschickter Trick gewesen, die Form und Größe von Stuves deformierten Schultern zu verheimlichen.

Diese Schultern waren nicht nur ungewöhnlich, sie waren beängstigend. Ihre Breite hätte zu einem Riesen von mindestens zwei Meter dreißig gepaßt. Aber ihnen fehlten das Fleisch und die Muskeln, die zu dieser ungeheuerlichen Knochenstruktur gehört hätten. Sie sahen aus wie die Schultern eines verhungerten Titanen. Zum Aus-

gleich jedoch waren die Armmuskeln so kompakt unter der straffen, glatten Haut, daß sie wie modelliert für Anatomiestudien erschienen. Der Instinkt riet Johnny, ihnen lieber auszuweichen. Er war gerade dabei gewesen, ein zweitesmal über den Schreibtisch nach Stuve zu greifen. Jetzt wurde ihm klar, daß der andere nur darauf wartete, damit er die Kraft dieser abnormen Arme gegen ihn einsetzen konnte.

An diesem Tag würden ihm seine seegeborenen Reflexe mehr als seine Drittgenerationsstärke helfen, dachte Johnny. Was die Kraft anbelangte, hatte er einen ebenbürtigen Gegner.

Wie Schachspieler beobachteten sie sich eine Sekunde. Dann machte Stuve seinen Zug. Er täuschte vor, sich die Pistole vor dem offenen Kamin holen zu wollen. Als Johnny in diese Richtung sah, sprang er plötzlich um das andere Schreibtischende.

Sie standen sich nun ohne ein Hindernis zwischen sich gegenüber. Stuve stand ein wenig geduckt wie ein Ringkämpfer, die Beine gerade, den Oberkörper gebeugt, und ein Arm schoß in Johnnys Richtung. Johnny, der sich auf seine überlegene Reaktion verließ, duckte sich nach rechts darunter und versuchte die nach ihm greifende Hand zu fassen.

Aber er war nicht schnell genug. Stuves Finger umklammerten Johnnys Unterarm. Gemeinsam gingen sie zu Boden und rollten ineinander verschlungen durch die Länge des Zimmers. Als sie gegen die Wand prallten, schnellte Johnny die kräftigen Schwimmerbeine gegen den anderen. Stuve riß sich los und sprang in die Mitte des Zimmers zurück.

Johnny kam auf die Füße und folgte ihm. Auf dem freien Platz vor dem Kamin begannen sie, sich vorsichtig



im Kreis zu bewegen.

Alles, was bisher geschehen war, außer dem Aufprall der fallenden Körper, hatte sich in völliger Stille zugetragen. Stuve atmete gleichmäßig, sein Gesicht war nicht gerötet, er verriet keinerlei Emotionen und war offenbar tatsächlich völlig ruhig in seiner Konzentration. Seine Augen beobachteten Johnny.

Beide hatten einander studiert. Jeder wußte jetzt viel vom anderen. Beide waren in der erbarmungslosen Kunst des waffenlosen Zweikampfs und des schnellen Tötens ausgebildet – Johnny in der Raumakademie, und Stuve? Jeder hatte eine überragende Waffe. In Stuves Fall war es die Kraft seiner ungewöhnlichen Arme; in Johnnys die seiner Schwimmerbeine und seine Reflexe, die um eine Spur schneller als Stuves waren. Auf merkwürdige Art waren sie gleichwertige Gegner.

Während Johnny noch darüber nachdachte, handelte Stuve. Er sprang hoch wie eine angreifende Katze und versuchte, sich auf Johnnys Rücken zu werfen. Fast gelang es ihm. Er brachte einen Arm um Johnnys Schulter und ließ ihn höher zum Würgegriff gleiten. Aber der andere Arm verfehlte den Seegeborenen.

Johnny duckte sich vorwärts, rollte sich herum, und schwang den anderen, dessen Arm ihn nicht losließ, gegen die Schreibtischkante. Ein knackendes Geräusch war zu hören, und Stuve gab Johnny frei. Als Johnny zu ihm herumwirbelte, war Stuves geduckte Haltung ein wenig schief, als wäre seine linke Seite verletzt. Wieder begannen sie sich wie Ringkämpfer, mit dem Gesicht zueinander, zu umkreisen.

Abrupt, als Johnnys Rücken dem langen Teil des Zimmers zugewandt war und er fast gegen den Schreibtisch lehnte, drehte Stuve sich um und rannte. Da er abso-

lut nicht damit gerechnet hatte, war Johnny ein wenig zu langsam in seiner Verfolgung. Stuve schoß hinaus auf den kleinen Korridor und vorbei an der Rollrampe durch die zweite Tür in einen winzigen Raum, der sich als Solarium mit viel grünen Pflanzen herausstellte – und mit einer Tür am hinteren Ende.

Leicht gekrümmt, offenbar vor Schmerzen in seiner linken Seite, hastete Stuve darauf zu. Er riß die Tür auf, tauchte hindurch, aber es gelang ihm nicht, sie ganz zu schließen, da Johnny sie inzwischen erreicht hatte und dagegen drückte.

Die Tür öffnete sich in Stuves Richtung. Johnny warf sein ganzes, größeres Gewicht dagegen. Doch statt auf den erwarteten Widerstand zu stoßen, gab sie ganz nach, und Johnny schoß hindurch. Er sah flüchtig die Sonne, die jetzt den gesamten Himmel und die fernen Berggipfel rot färbte, das Regenbogenschillern des Magnetfelds etwas außerhalb des Balkons und das schwarze Metallgeländer, gegen das er in Hüfthöhe stieß.

Er flog über das Geländer, und der kahle Boden darunter, mit den Männern, die dort standen, wirbelte vor seinen Augen. Dann schnellte er die Hände zurück, und sie umklammerten das schwarze Geländer, über das er gefallen war. Er stemmte sich mit solcher Wucht daran hoch, daß es ihm fast den Atem raubte. Seine Handflächen drehten sich am Geländer. Er hing jetzt mit dem Rücken zum Balkon, das Gesicht schräg der vierstöckigen Tiefe zugewandt.

Er drehte sich um, indem er sich kurz nur mit der Rechten festhielt, ehe die Linke herumwirbelte und neuen Halt fand. Jetzt, als sein Gesicht dem Balkon zugewandt war, entdeckte er Stuve, der nicht viel mehr als einen Meter von ihm entfernt stand.

Zum erstenmal war Stuve unvorbereitet. Johnnys kaum vorstellbare Flinkheit, die ihn vor dem Sturz in die Tiefe gerettet hatte, schien den anderen vor Verblüffung gelähmt zu haben. Doch nun sprang er herbei, und seine abnormal kräftigen Hände packten die sich am Geländer festklammernden Finger, um sie loszureißen.

Seine Augen wirkten unglücklich. Es war der Ausdruck eines, der tut, was er tun muß – es aber lieber unterließe. Einen flüchtigen Moment nur war er deshalb nicht wachsam genug. Diesen Augenblick nutzte Johnny. Er zog seine Beine hoch, schob sie unter dem Geländer hindurch und legte sie um Stuves Mitte. Mit ihnen zog er den kleineren Mann unter dem Geländer heraus, daß er hoch über dem Beton und den Fliesen des unteren Balkons in der Luft baumelte.

So hingen sie. Johnnys starke Hände bewahrten sie beide vor einem Sturz, der sie in den Tod geführt oder zu Krüppeln gemacht hätte. Seine ungeheuer kräftigen Schwimmerbeine schlossen sich immer enger um Stuves Mitte, drückten die Rippen zusammen, und quetschten die Luft aus Stuves Lungen.

Stuve gab keinen Laut von sich. Doch ehe Johnny sie beide zurück auf den Boden des oberen Balkons ziehen konnte, griff Stuve nach unten. Etwa halbwegs zwischen dem oberen Balkon und der Tür des unteren befand sich eine Mauerkappe. Stuve konnte sie mit den Armen gerade erreichen. Seine langen Finger schlossen sich darum, und er zog sich daran nach unten.

Allmählich spürte Johnny, wie seine Finger durch die doppelte Belastung ihrer beiden Leiber schwächer wurden. Stuve hing verzerrt in der Umklammerung von Johnnys Beinen, mit dem Kopf nach unten, die Augen auf die Bodenfliesen gerichtet. Er konzentrierte sich of-

fenbar mit jeder Faser auf dieses Ziel, so tödlich es auch für ihn sein mußte.

„Auf diese Weise bringen wir uns beide um“, brummte Johnny.

Stuve schwieg. Er schien fest entschlossen, entweder zu entkommen oder zu sterben. Unermüdlich versuchte er, sie beide mit der Kraft seiner Arme hinunterzuziehen.

Johnny hatte einen Augenblick ein Gefühl fedriger Leichte, in dem er sich vorstellte, er hielt eine unirdische, dämonische Macht, die es darauf angelegt hatte, ihn und die ganze Welt mit sich in die Finsternis zu ziehen. Das Wasser aller Meere schien in seinen Ohren zu hämmern. Eine seltsame Heiterkeit erfüllte ihn plötzlich. Das Wasser trug ihn. Nein, er würde nie loslassen. Seine Beine spannten sich.

Und gerade jetzt war es Stuve gelungen, Johnnys Hände von dem Geländer zu reißen.

Einen Sekundenbruchteil hingen sie in freier Luft. Stuve versuchte, sich wie eine Katze herumzudrehen und sich zu befreien, aber es gelang ihm nur zum Teil. Er befand sich unter Johnny, als sie aufprallten. Ein schwerer Schlag löschte für Johnny das Licht. Dann kam es zurück. Sein Schädel dröhnte vor Schmerz. Endlich ließ er ein wenig nach, und es gelang ihm, den Kopf zu heben.

Er lag nur ein paar Schritte von Stuve entfernt. Er erinnerte sich, daß er den anderen nicht bis zum Aufprall festgehalten, sondern ihn instinktiv vorher losgelassen und sich von ihm abgestoßen hatte. Das hatte ihm das Leben gerettet.

Stuve lag zusammengekrümmt ein wenig seitlich auf dem Rücken. Sein Kopf blutete, und auch über die Lippen drang Blut. Seine Lider zuckten, dann blickte er Johnny an. Er lebte also noch – aber bestimmt nicht mehr lange.

Es wurde Johnny nur schwach bewußt, daß nach einem doppelten Knall der Magnetschild um den Turm platzte und verschwand wie eine Seifenblase. Er hörte auch nur dumpf die über die Außentreppe hochrastenden Schritte. Er achtete nicht darauf. Er setzte sich mühsam auf, und der Schmerz ließ kurz alles vor seinen Augen verschwimmen. Dann beugte er sich über Stuve, der zu ihm hochblickte.

„Jetzt“, flüsterte der Konstruktionsbaron mit größter Anstrengung, und neues Blut sickerte aus dem Mund. „... Ihr Weg. Aber – Sie – werden – sehen ...“

Die hastenden Schritte hatten nun schon fast den Balkon erreicht. Auch jetzt noch ignorierte Johnny sie. Stuve versuchte noch mehr zu sagen.

„... hinterlasse – Ihnen – die Welt ...“ Er röchelte, bemühte sich weiter zu sprechen ... „für Ihre ...“ Dann schien sich ein Schatten über seine Augen zu schieben. Er würgte, Blut schoß aus seinem Mund, und er starb.

Johnny starrte mit pochendem und schrillendem Schädel auf den Toten. Erst die sanfte Berührung einer Hand auf seiner Schulter ließ ihn hochblicken.

„Pat ...“, murmelte er. „Du lebst!“

„Hast du viel abbekommen?“ fragte Pat besorgt.

„Es geht ...“ Johnny versuchte aufzustehen. Pat stützte ihn. Mit noch leicht verschleiertem Blick sah Johnny sich um. Unten am Fuß des Turmes standen die Seegeborenen mit anderen Bewaffneten um die Geräte, die den Magnetschild zerstört hatten. Am Himmel, wo die Abendröte allmählich schwand, näherte sich eines der Jägerschiffe, die sie beim Landerangriff auf das Seelabor erobert hatten.

„Hilf mir hinuntersteigen“, bat Johnny Pat. Mühsam schaffte er es und kam gerade unten an, als das Jägerschiff landete. Die Schleuse öffnete sich. Maytig sprang

heraus und rannte zu ihm.

„Johnny!“ flüsterte sie. „Bist du verletzt?“

„Es geht schon wieder“, versicherte er ihr. „Weshalb bist du hierhergekommen?“

„Kai Ebberly“, erwiderte sie hart, und ihre Augen leuchteten kalt wie Saphire. „Sobald er erfuhr, daß es euch gelungen war, hier einzudringen ...“

„Hat er sein Versprechen zurückgenommen.“

Sie starrte ihn an und nickte. „Du hast gesagt, daß sein Wort nichts wert ist.“ Sie zitterte am ganzen Körper, ohne etwas dagegen tun zu können. „Was machen wir jetzt?“

Er kämpfte gegen das schmerzhaft Pochen in seinem Schädel an und bemühte sich um einen klaren Kopf. „Du bringst mich jetzt zum Raumschiff zurück“, bat er sie. Dann drehte er sich zu seinem Vetter um. „Pat, hole Mila Jhan und flieg mit ihr zu den Baronen. Tu dein Bestes, sie von unüberlegten Handlungen abzuhalten, ehe sie nicht mit den Seehauptleuten gesprochen haben. Maytig wird die Hauptleute zu einem Treffen mit ihnen – sagen wir zum Bahnhofgebäude von Savannah Stand bringen.“

„Und du?“ fragte Pat. „Was hast du jetzt vor?“

Johnny wurde sich plötzlich bewußt, daß er vor Schmerz die Zähne so hart zusammengebissen hatte, daß jetzt auch noch die Kiefer schmerzten. Mühsam quetschte er hervor: „Tomi und ich kehren in den Raum zurück – zu einem letzten Versuch mit den Raumschwimmern.“

Einen Augenblick starrten Pat und Maytig ihn nur wortlos an.

Schließlich murmelte Pat: „Glaubst du denn, daß sie uns immer noch eine Hoffnung bieten können?“

„Jetzt vielleicht noch mehr als zuvor“, erwiderte Johnny. „Von Anfang an, ob wir uns dessen klar waren oder nicht, waren sie unsere einzige Hoffnung.“

Pat nahm Maytigs Schiff, um zu Ebberlys Sitz zu fliegen. Johnny, Maytig und der Rest der Seegeborenen benutzten eines der größeren Transportschiffe, die sie zu Stuves Berg gebracht hatten, um damit in den Nordatlantik zurückzukehren. Sie beendeten diesen Rückflug in vierzig Faden Tiefe neben dem Hauptquartierheim.

Es dauerte Stunden, bis das Raumschiff sich wieder etwa in der Mitte zwischen den Umlaufbahnen von Erde und Mars im All befand.

„Ich wollte, ich hätte Ihren Optimismus“, brummte Leif, während er zusah, wie Johnny und Tomi sich ihre 5-Stunden-Sauerstoffpacks umschnallten. „Wieso glauben Sie, Sie könnten eintauchen wie Tomi?“

„Ich glaube es eben“, erwiderte Johnny. „Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Denn könnte ich Ihnen erklären, wieso ich es glaube, hätten wir vermutlich bereits das Schwimmergeheimnis gelüftet.“

„Und selbst wenn Sie tatsächlich eintauchen“, fuhr Leif düster fort, „denken Sie denn wirklich, die Raumschwimmer würden Ihnen mehr verraten können, als sie Tomi erzählt haben?“

„Wir folgen diesmal einem älteren. Dem ältesten, den wir finden können.“

„Die älteren weigerten sich aber, mit Tomi zu sprechen.“

„Ich denke, mit mir werden sie sich unterhalten.“

„Wieso?“ fragte Leif kopfschüttelnd.

„Weil ich erwachsen bin.“

Leif öffnete den Mund, doch dann schloß er ihn wieder und half Johnny wortlos, den Oxygenpacken umzuschnallen.

Fünfzehn Minuten später entfernten Johnny und Tomi sich mit dem Ionenantrieb vom Schiff und kehrten dem Sonnenball den Rücken.

Vor ihnen hingen die Sterne ohne Zahl. Als sie noch gar nicht weit gekommen waren, schaltete Tomi den Antrieb ab, und Johnny folgte seinem Beispiel. Er sah den Jungen völlig ruhig im All hängen, und versuchte sich vorzutasten, um eine der unsichtbaren Straßen der Schwimmer zu spüren, wie das letztmal.

Viel schneller als damals wurde er sich des singenden goldenen Stromes bewußt, der neben ihm dahinflöß.

Jetzt sah er auch, daß seine Magnethülle leicht wogte, als bewege ein Wind sie. Und wieder empfand er das herrliche, unbeschreibbare Gefühl, wie das letztmal, als er auf einer solchen Straße gereist war.

Die vielfarbigen Edelsteine der Sterne funkelten wie nie zuvor. Das Vakuum schien plötzlich wie geladen von Leben. Er spürte es um sich, fühlte, wie es sich an seine Magnethülle schmiegte, wie es gleich einer Welle wogte, die die Flut der See entgegenträgt.

„Vater!“ rief Tomi über das Maskensprechgerät. „Schau! Dort vor uns!“

Johnny blinzelte. Er brauchte einen Augenblick, um den Schwimmer zu finden, doch dann entdeckte er die wallende, eisblaue Gestalt. Er konzentrierte sich geistig und emotionell, um seine Anwesenheit durch die Magnetstraße selbst zu spüren. Er schien tatsächlich etwas zu fühlen ... Es war nur ganz schwach, trotzdem gewann er den Eindruck von etwas Mächtigem, Majestätischem, geistig unsagbar Entferntem.

„Er ist nicht jung?“ fragte Johnny seinen Sohn.

„Er ist alt“, erwiderte Tomi. „Er ist so alt – daß ich gar nicht sagen kann, wie alt. Älter als irgendein anderer,



glaube ich.“ Tomis Stimme klang plötzlich ganz aufge-  
regt. „Schau doch, wie er versucht zu entkommen! Hab’  
ich es nicht gesagt?“

Der Schwimmer änderte plötzlich die Richtung. Zum  
erstenmal glaubte Johnny, jetzt das Muster der Kräfte vor  
sich zu erkennen, durch das Tomi, er und der Schwim-  
mer irgendwie verbunden waren. Es war, als sähe man,  
ohne zu sehen. Ohne es sich überhaupt bewußt zu sein,  
folgte er Tomi auf eine der Straßen – ja, er sah sie jetzt  
wieder wie ein Gerüst goldenen Lichtes, das sich durch  
die Dunkelheit erstreckte – auf der Spur des Schwim-  
mers. Und nun befand er sich unmittelbar hinter seinem  
Sohn; und Tomi, er und der Schwimmer beschleunigten  
ihre Geschwindigkeit.

„Paß auf!“ rief Tomi. „Wir werden gleich eintauchen!“

Johnny bereitete sich innerlich darauf vor, zurückblei-  
ben zu müssen. Doch im gleichen Augenblick, so unvor-  
stellbar es auch war, sah er ihn direkt vor sich: einen der  
Torpunkte, hinter dem sich ein Stück normalen Raumes  
und normaler Zeit weit vom Sonnensystem entfernt be-  
fand. Seine neue Wahrnehmungsfähigkeit der magneti-  
schen Kräfte sah es wie einen Reifen hell flackernden  
Feuers, durch dessen Mitte die Straße verlief. Und schon  
tauchte er hindurch. Er spürte es lediglich wie eine plötz-  
liche Veränderung des Druckes gegen seinen Körper.

Er blinzelte und entdeckte Tomi und den Schwimmer  
unmittelbar vor sich. Die enorme, stumpf rote Kugel ei-  
ner fremden Sonne leuchtete wie ein riesiger, ungeschlif-  
fener Rubin rechts von ihnen. Und die sie umgebenden  
Sterne waren so fremd wie die Sonne.

Johnnys Begeisterung über sein geglücktes Eintauchen  
verlor sich in der Aufregung und zunehmenden Besorg-

nis der Verfolgung. Die drei schossen durch diesen neuen Raum. Das karminrote Licht der unbekanntenen Sonne hatte den Schwimmer in ein tiefes, ungleichmäßiges Violett gefärbt, und Tomi schien in Scharlachrot getaucht. Einen Augenblick war Johnny geblendet, doch dann erschien ganz deutlich um ihn wieder das goldene Gerüst wie ein leuchtender Irrgarten.

Der Schwimmer verringerte seine Geschwindigkeit nicht. Noch dreimal änderte er die Richtung, ehe er erneut in einen anderen Raum tauchte. Diesmal brannte eine Sonne wie ein glühendweißer Lichtpunkt zu ihrer Linken, und rechts kamen sie an einem toten Felsbrocken vorbei, der Johnny an einen mitsamt den Wurzeln ausgerissenen titanischen Berg erinnerte.

Und wieder tauchte der Schwimmer ein. Ein endloser Garten, dessen Blumen funkelnde Sterne waren, umgab sie. Die Sonnen hier waren viel dichter beisammen, als sie am Nachthimmel der Erde gesehen werden konnten.

„Er will nicht anhalten! Er will einfach nicht reden!“ klang Tomis verärgerte Stimme aus Johnnys Maskenempfänger.

Erneut tauchten sie ein, geradewegs in das Licht einer Sonne, die gelber glühte und größer war als die der Erde. Wir sind unsagbar weit von zu Hause entfernt, dachte Johnny, und plötzlich erschrak er.

„Kennst du den Rückweg, Tomi?“ fragte er.

„Mhm. Natürlich ...“

Tomis Stimme klang müde. Johnny blickte auf die Uhr an seinem Handgelenk. Zwei Stunden waren bereits seit Beginn ihrer Jagd vergangen. Und plötzlich war auch er müde, wie nach einem aufregenden Vergnügen, das um eine Spur zu lange gedauert hatte. Er fühlte sich auf einmal wie ausgelaugt, als hätte dieser scheinbar so mühelo-

se Flug an seinen inneren Kräften gezehrt.

„Wie kommt man zurück?“ fragte er Tomi jetzt scharf.

„Nun – es ist so auf und ab – du weißt schon!“ Die Stimme des Jungen klang nun nicht nur müde, sondern auch gleichgültig. „Du bleibst auf der Straße, bis du die Abzweigung fühlst, dann nimmst du sie.“

„Und woher weißt du, daß es die richtige ist?“ Der Junge antwortete nicht. „Tomi!“

„Man spürt es eben. Ich bin müde, Vater. Mit den jüngeren mußte man nicht so lange dahinziehen ...“

„Halte durch, Junge“, befahl Johnny. „Wir müssen ihm auf der Spur bleiben, bis er endlich anhält. Dann werde ich ihn schon zum Reden bringen. Schließlich dürfte er auch müde werden.“

„Vielleicht ...“, seufzte Tomi schwer. „Er ist alt – und stärker als ...“ Tomi gähnte, ohne seinen Satz zu beenden.

Weiter ging es. Abrupt tauchte der Schwimmer dreimal unmittelbar hintereinander ein, so daß sie von den so kurz passierten Sonnensystemen immer nur ein flüchtiges Flackern bemerkten. Als sie nach dem dritten Mal in den normalen Raum kamen, sah Johnny, daß er dem Schwimmer nun am nächsten war. Tomi lag hinter ihnen beiden zurück.

„Beeil dich, Tomi!“ rief ihm Johnny zu.

„Ich kann nicht mehr.“ Tomis Stimme klang ganz schwach aus dem Empfänger. Müde, wie er selbst war, verstand Johnny es nur zu gut. In diesem Moment tauchte der Schwimmer erneut ein. Johnny folgte ihm und blickte zurück.

Tomi war nicht mitgekommen.

Aber Johnny hatte jetzt keine Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, denn schon wieder tauchte der Schwimmer ein und wechselte die Straßen. Tomi, erin-

nerte sich Johnny, war sicher, daß er zurückfinden würde. Das beruhigte ihn, und er konnte sich nun ganz auf den Schwimmer konzentrieren, der jetzt pausenlos immer und immer wieder eintauchte, wie in einem letzten, verzweifelten Versuch, seinem übriggebliebenen Verfolger doch noch zu entkommen.

Welten und Sonnen schoben sich wie ein zu schnell ablaufender Film vor Johnnys Augen. Riesige Planeten mit einer bunten Gashülle lösten eintönig grauweiße Wüstenwelten ab. Unzählige grünblaue Planeten mit Land und Wasser wie die Erde huschten vorbei, und ganz blaue Welten mit nur einem Pünktchen Grün im planetenweiten Ozean, die Johnnys Seeinstinkte weckten und noch ein kleines bißchen mehr.

Mit diesem Erwachen seiner schlummernden Sinne begann er all die Eindrücke zu sondieren, klassifizieren und sortieren, und allmählich begann er den Sinn in dieser Umgebung der Raumstation zu sehen.

Als der Schwimmer damit begann, fast pausenlos einzutauchen, hatte Johnny rein automatisch seinen Ionenantrieb während der kurzen Augenblicke im normalen Raum eingeschaltet und sich so nahe an den wogenden Gaskörper herangeschnellt, daß er ihn fast berühren konnte. Jetzt schossen sie dicht beisammen durch die interstellaren Weiten. Und aus dieser Nähe und seiner zunehmenden Erfahrung mit den Eindrücken der Raumstraßenreise fing Johnny nun mit seinen Forschungen an.

Seine Müdigkeit unterdrückte er durch reine Willenskraft. Nun wurde ihm klar, daß der Schwimmer ihn mit voller Absicht zwang, welche Kraft auch immer für diese Raumstraßenreise benötigt wurde, aufzubreuchen. Kaum hatte er sich mit diesem Gedanken beschäftigt, wurde ihm bewußt, daß der Schwimmer weniger müde war als

er. Er befaßte sich mit dieser neuen Erkenntnis.

Was dieser Schwimmer ausstrahlte, war eine Stärke, eine Massivität – aber auch eine winzige Spur Angst, die durch seine, Johnnys, Stärke und Massivität hervorgerufen wurde.

Und aufgrund dieser Angst konnte der Schwimmer nicht hoffen, Johnny genauso abzuschütteln, wie es ihm bei Tomi gelungen war. Deshalb mußte in seiner Handlungsweise eine Berechnung liegen, die über die reine Flucht hinausging.

Aufgerüttelt begann Johnny nun das Muster der Raumstraßen um sich zu studieren und die Route, die der Schwimmer durch dieses Labyrinth nahm. Sein Verstand, der durch die sechs Jahre seiner Bemühungen, das Kausalmuster an Land zu verstehen, geschult und diszipliniert war, erforschte und studierte jetzt das Muster der Raumstraßen.

Ganz allmählich offenbarten sich ihm der Zweck und das Gleichgewicht ihres Musters. Wie das Ohr, das zum erstenmal eine fremde Sprache hört, anfangs nicht Worte als solche, sondern ein pausenloses Gebrabbel aufnimmt, so hatte sein Verstand zuerst nur ein unbegreifliches galaxisweites und galaxistiefes Durcheinander in diesen Raumstraßen gesehen. Aber Leif hatte gesagt, sie müßten sich im Gleichgewicht zueinander befinden. Ihre Kreuzungen und Abzweigungen beruhten nicht auf Zufall, sondern auf dem exakten Gleichgewicht der Kräfte, die entlang dieser Straßen flossen. Es war genau wie beim Kausalmuster, das ständig bemüht war, das soziologische Gleichgewicht wiederherzustellen, das durch die Handlungen einzelner gestört wurde. Langsam begann er diese Formen des Gleichgewichts in den Raumstraßen wahrzunehmen.

Sie existierten wie ein Gerüst innerhalb einer Kugel, das benötigt wurde, um die Hülle dieser Kugel zu stützen. Hier, in diesem Fall war die Hülle das normale Raumzeitkontinuum der Galaxis. Im Zentrum der Galaxis verliefen die Straßen dicht gedrängt, um sich dem Rand zu immer weiter voneinander zu entfernen. Aber örtlich, wie kleine Verbindungsträger oder Strebebalken des größeren Raumstraßengerüsts, füllten diese Straßen den Raum nicht einheitlich.

Doch das Netz dieser Straßen wies auch auf eine Beschränkung hin. Wo es keine dieser Träger, Streben und Sparren von Magnetlinien im Raum gab, konnten die Raumschwimmer auch nicht hin. Je wichtiger Träger, Streben, Stützen waren, desto schneller kam der Schwimmer auf diesen Magnetlinien voran, und je länger diese Straßen ohne Kreuzungen verliefen, desto größer war die Entfernung im normalen Raum, die beim Eintauchen an einer Kreuzung zurückgelegt wurde.

Johnny erschien es plötzlich wie das antarktische Gewässer rund um sein Bergheim und das Packeis. In den freien Wasserkorridoren in, um und unterhalb der Eismassen konnte der Seegeborene ungehindert schwimmen – so wie jetzt er und der Raumschwimmer in, um, über und unterhalb der straßenlosen Gebiete des Alls reisten. Der Schwimmer wählte die für ihn günstigste Route. Er nahm den Vorteil seiner Vertrautheit mit dem Muster der Raumstraßen wahr, um für Johnny die Verfolgung anstrengender zu machen, als für ihn die Flucht war. Mit physischen Begriffen war es schwer zu beschreiben, doch tauchte der Schwimmer immer zu einem günstigeren Zeitpunkt ein als Johnny hinter ihm, und wechselte auch von einer Abzweigung zur anderen in einem einfacheren Winkel als sein Verfolger.

Johnny erkannte, daß der andere es darauf anlegte, ihn zu ermüden, seine Kräfte zu erschöpfen, so wie ein Schachspieler seinen Gegner in eine aussichtslose Position manövriert.

Nun beschäftigte Johnny sich mit dem Raumstraßenmuster selbst. Es war wie das Kausalmuster. Es baute sich nach außen vom Ursprung der Existenz der Galaxis auf, genau wie das Kausalmuster sich nach außen vom Ursprung der Existenz des menschlichen Geistes aufbaute – der *dachte* und deshalb war.

Als er jetzt an diesem Muster entlangblickte, sah er die ungeheuerlichen Strecken der Straßen von einem zu einem weiteren Stern verlaufen, vom Spiralarm über fünfzigtausend Lichtjahre hinweg zum Zentrum der Galaxis. Die Straßen erstreckten sich von diesem Mittelpunkt aus wie sich bildende Kristalle, denen sie als die inneren, formerhaltenden Kräfte dienten. Als er dieses Muster in seiner Gesamtheit erkannte, entwickelte sich in ihm ein Orientierungssinn dafür. Dem galaktischen Zentrum zu war unten. Alle Richtungen davon nach außen, vor allem die auf die Spitzen der Spiralarme zu, waren oben.

Ein plötzliches Schwindelgefühl erfaßte ihn, als er die ungeheuerlichen Entfernungen, die Tiefen der Galaxis entlang dieser glühenden goldenen Linien der Magnetkraft, die die Raumstraßen waren, abzuschätzen begann.

Er kam sich vor wie ein Insekt, das sich hoch auf dem Metallskelett eines titanischen Gebäudes findet. Aber er unterdrückte dieses Schwindelgefühl, denn er durfte es jetzt nicht dulden. Er kannte nun das Muster der Straßen, und es lag an ihm, es dem Schwimmer gleich auszunutzen. Er baute einen neuen Analog, den des Raumstraßenmusters diesmal, vor seinem geistigen Auge und arbeitete damit.

Zum erstenmal folgte er jetzt der riesigen blauen Gasgestalt nicht, sondern begann sie zu treiben. Der Schwimmer floh. Es war gewiß mehr als der normale Wunsch, eine Berührung zu vermeiden, was seine Flucht so verzweifelt machte. Es war wie ein ungeheuerliches Pflichtgefühl, eine absolute Hingabe, die von ihm verlangte, daß er sich nicht erwischen lasse. Und da die Flucht ihm gegenwärtig wichtiger als alles andere war, gelang es Johnny schließlich, dadurch, daß er ihn gnadenlos trieb, die Richtung zu bestimmen. Er jagte den Schwimmer vom Zentrum auswärts, dem Rand der Galaxis und den Spiralarmen zu. Was zuvor ein dichtes Netz von Straßen gewesen war, wurde allmählich mit jedem neuerlichen Eintauchen ein immer breiteres Gitterwerk.

Und nun war das Gitterwerk nicht mehr als eine Leiter – ein paar Querverbindungen zwischen zwei Hauptstraßen, die in die Dunkelheit führten. Und plötzlich gab es nur noch eine Straße, die wie ein Schaft, vorbei an vereinzelten Schnittlinien, hinaus in die intergalaktische Finsternis stieß.

Ihre Geschwindigkeit hatte sich über jegliche Vorstellung hinaus vergrößert. Sie tauchten jetzt häufig in direkter Fluchtlinie ein, da die normale Raumzeit sie nicht halten konnte. Eine ungeheure Wut wuchs in Johnny.

Er hatte Stuve nicht losgelassen, ehe der ihn nicht vom Geländer zerrte, weil er entschlossen gewesen war, sein Ziel zu erreichen. Er beabsichtigte jetzt auch nicht, dieses uralte Geschöpf des Raumes loszulassen, das vor ihm durch das All floh. Mit jeder durch das Eintauchen verursachten, blitzschnellen Veränderung waren die Sterne in allen Richtungen dünner gesät. Immer weniger Funken glühten in der Dunkelheit des Raumes.

Geradeaus vor ihnen war die Schwärze nur noch von



zwei oder drei verschwommenen Lichtern gebrochen. Hinter ihnen sammelten sich die Sterne und schrumpften zu einem Ellipsoid, das wie ein Juwelenaug auf dunklem Samt funkelte.

Fern von diesem Auge zog ihre einsame Straße sich aufwärts immer weiter ins Nichts. Und vor ihnen in der Ferne blieben die verschwommenen Lichter unverändert. Plötzlich wußte Johnny, daß sie zu anderen Galaxien gehörten, anderen Inseln im Universum, die durch ihre Entfernung von Millionen von Lichtjahren zu winzigen Punkten geschrumpft waren. In der Dunkelheit konnte Johnny die wogende Form des Schwimmers nicht mehr sehen, aber er spürte seine Nähe auf der Straße, und jetzt sagte er laut in seinem Grimm:

„Mach nur weiter. Wo immer du auch hinfliehst, ich komme mit.“

Plötzlich, völlig unerwartet, denn er hatte nicht gedacht, daß der Schwimmer ihn hören und verstehen konnte, spürte er einen stimmenlosen, antwortenden Schrei. Es war eine Ausstrahlung reiner Emotion – wie das Geräusch einer Gitarrensaite, die durch übergroße Beanspruchung und Spannung reißt. Und genauso unerwartet beendete die gewaltige, unsichtbare Gestalt ihre Flucht und ihre wogenden Bewegungen. Sie ließ sich von ihrer bisherigen Geschwindigkeit dahintragen.

Johnny folgte dem Beispiel des Schwimmers. Gemeinsam trieben sie hinaus aus der Galaxis, in der sie geboren waren, wie zwei Kämpfer unter Wasser, ineinander verschlungen sterbend.

Die gleiche Erschöpfung trug die beiden jetzt Reglosen dahin. Der Magnetstrom der Raumstraße hielt sie dicht beisammen. Ungehinderte, durch nichts gedämpfte Gefühle strahlten von dem einen auf den anderen über.

Johnny spürte die Gegenwart des Schwimmers so nahe wie die eines anderen Menschen, der erschöpft neben ihm in der Dunkelheit atmet. Ein plötzliches, unerwartetes Mitgefühl für den anderen durchfloß ihn. Und mit einemmal glitten die Muster zusammen und paßten sich einander an.

Die Dunkelheit um sie, die Barriere zwischen ihnen, brach, und Johnny spürte ganz deutlich das ungeheure Erstaunen des Schwimmers. Es war vielleicht die gleiche Verblüffung, die ein Mann empfinden mag, wenn sein Papagei, der bisher nur ungereimtes Zeug geplappert hat, plötzlich mit überlegten Worten das Newtonsche Gravitationsgesetz in Verbindung mit einem Sonnenblumenkern bringt, der in seine Trinkschale gefallen ist. Dem Augenblick der Verwunderung folgte eine Flut von Fragen, die der Schwimmer in Begriffen des Flusses magnetischer Kräfte und einer Erfahrung stellte, die Mensch und Schwimmer teilten.

Für Johnny war es, als explodierte rings um ihn ein Feuerwerk, und als versänke er in einer Musikflut, durch die ein gewaltiger Zweckgesang erschallte. So dröhnend, so allgewaltig wurde er, daß er ihn nicht verstehen konnte. Aber mit etwas Ähnlichem hatte er gerechnet.

„Ja, ich bin erwachsen“, sagte er. „Ich glaube, das hast du gefragt. Wir reifen viel schneller als ihr. Das andere kleine Wesen war mein Sohn – aber das sagt dir vermutlich nichts. Es bedeutet, daß er noch nicht erwachsen, noch nicht reif ist, genau wie du es gespürt hast.“

Eine neue Flut von Fragen überschwemmte Johnny. Es war unmöglich für ihn, zu erkennen, ob der Raumschwimmer ihn verstanden hatte oder nicht. Aber Johnny hatte seine Pläne für einen solchen Moment gemacht.

Innerhalb seiner Magnethülle, in der interstellaren

Dunkelheit, begann er sich mit schwimmenden Bewegungen in Pantomimen auszudrücken, als tanze er.

17.

Zugvögel, Wandertiere, Fische finden ihren Weg häufig durch ihnen unbekannte Gebiete und zu einem Ziel, das ihre Generation noch nie gesehen hat. Die Strömungen in den Meeren, die jahreszeitlich bedingten Temperaturveränderungen, die Länge des Tages, das Sonnenlicht, all das bot eine Teillösung der Frage, wie sie es schaffen. Aber erst nachdem die tiefen magnetischen Bewegungen im Erdkern festgestellt und berechnet und in Verbindung zum Orientierungssinn der seegeborenen Drittgeneration gebracht worden waren, hatte man den gemeinsamen Leitpunkt aller Migration entdeckt.

Die linearen magnetischen und supramagnetischen Kräfte waren überall zu finden: in den lebenden Zellen wie in den Körpern bestimmter Wanderheuschrecken, von denen schon früher festgestellt worden war, daß sie sich im Einklang mit dem Magnetfeld der Erde bewegen; im Paramagnetismus der meisten chemischen Elemente und vieler Verbindungen; in den elektrischen Entladungen des Gehirns und der Muskeln. Sie existierten, sie konnten gespürt werden, man konnte sich auf ihnen nicht nur fortbewegen, wie im Fall der Raumstraßen, sondern man konnte sie auch interpretieren – und *lesen!*

Ameisen lesen sie, um die Arbeit in ihrem Hügel zu koordinieren. Bienen lesen sie in den Bewegungen der Arbeiterin, die in den Stock zurückkehrt und durch „Tanzen“ anzeigt, wo und wie weit entfernt vom Stock sie den Nektar gefunden hat. Das Weibchen des Laubenvogels liest sie im Tanz des werbenden Männchens. Und die

Tiermenschen in der Dämmerung der Frühgeschichte lasen sie in den Bewegungen anderer Tiermenschen, die den Bericht ihrer erfolgreichen Jagd tanzten.

Der blaue Raumschwimmer las sie in den von Johnnys Tanz verursachten rhythmischen Störungen der Magnetkräfte. Es war eine krude und primitive Art, sich verständlich zu machen, aber Johnny wußte, daß jede andere versagt hätte. Die Lebensbedingungen auf der Oberfläche irgendeines der festen Körper im All waren für den Schwimmer so unvorstellbar, wie es das Leben auf dem endlosen, unsichtbaren Netzwerk der Raumstraßen für einen Erdgeborenen war, ehe er seine Augen von seiner kleinen Welt in den Raum gehoben hatte. Aber beide Arten von Lebensbedingungen konnten in den Magnetflüssen und Wechselwirkungen ausgedrückt werden. Johnnys Tanz war improvisiert, so wie es der der Tiermenschen gewesen war. Er gestattete seinen geistigen Bildern, die Bewegungen seines Körpers zu lenken, und jede Bewegung übertrug ihre verschlüsselten Muster der linearen Kräfte.

Inzwischen trieben die beiden in ihre Galaxis zurück. Als der Schwung ihrer ursprünglichen Geschwindigkeit nachließ, hörte ihre Bewegung nach außen auf, und sie waren bei der nächsten Kreuzung von der aus der Galaxis führenden Straße gefallen. Die Masse der Galaxis, ausgedrückt durch eine Kontrollkonzentration ihrer Magnetkräfte, zog sie zu ihrem Zentrum zurück. Sie fielen in einem Winkel, bis sie eine stärkere Straße kreuzten, die ebenfalls zurück zur Masse des galaktischen Zentrums führte. Auf dieser Straße landeten sie.

Mit seinem letzten Rest von Sauerstoff versuchte Johnny, die Geschichte der menschlichen Rasse zu tanzen, und er endete mit der vierten Generation der Seege-

borenen und der Auseinandersetzung zwischen Land und See. Aber als er seinen Wunsch ausdrückte, den Raumschwimmer über das zu befragen, was ihn den langen, schweren Weg bis zu diesem Moment gebracht hatte, versagte die Verständigung. Er spürte, daß der andere nicht begriff, was er meinte.

Jetzt überschüttete der Raumschwimmer ihn wieder mit einer Flut von Fragen. Doch wie zuvor war Johnny hilflos, er verstand sie nicht.

Etwas fehlte. Wenn Tomi nur so lange durchgehalten hätte ... Johnny holte Atem, aber sein Oxygenpack war versiegt, und der Atemzug gab ihm keine neue Kraft. Noch einmal bemühte er sich physisch auszudrücken, daß die Schwimmer mit anderen Menschen wie seinem Sohn Verbindung aufnehmen und mit ihnen zu sprechen versuchen sollten. Aber seine Kraft ließ nach. Seine Bewegungen wurden schwer. Dunkelheit begann sich über ihn herabzusenken ...

Ein ferner Schrei riß ihn aus dem Schlummer, der ihn jetzt anzog wie ein Daunenbett einen müden Wanderer.

„... Vater! Vater!“ Tomis Stimme dröhnte aus dem Empfänger. „Halte dich still, damit ich das frische Oxygenpack befestigen kann.“

Geschlagen zog die Dunkelheit sich zurück. Johnny atmete tief und blickte sich um. Er glitt nun im Licht einer nahen orangefarbenen Sonne die Straße entlang, und mit ihm die riesige, wogende Gestalt des blauen Schwimmers, und Tomi.

„Wie kommst du zu der Packung?“ fragte Johnny, dessen Gedanken noch schwerfällig waren.

„Ich bin ganz einfach zum Schiff zurückgekehrt. Ich war so müde, weißt du?“ erklärte Tomi. „Leif gab mir etwas zu essen und zu trinken und danach eine rote Pille.“

Da habe ich mich gleich besser gefühlt. Ich habe mir ein neues Sauerstoffpack umgeschallt, mir eines für dich geben lassen und bin damit zu dir zurück ...“

„Aber ...“, Johnny starrte ihn an. „Wie hast du mich denn gefunden?“

Jetzt schaute Tomi ihn erstaunt an. „Aber das weißt du doch!“ sagte er schließlich. „Es ist doch wie in der See. Man schwimmt ganz einfach dorthin, wo jemand sein muß!“

Johnny blinzelte. Die Verbindung zwischen der Orientierung der Meerestiere und den Seegeborenen in den Ozeanen und der Orientierung der Schwimmer im Raum, die genauso auf die umgebenden Magnetkräfte ansprechen, war ihm unter dem Druck der Ereignisse nicht bewußt geworden. Nun, da er darüber nachdachte, erschien es ihm völlig logisch, daß See- und Raumgeschöpfe sich gleichermaßen auf magnetische Weise orientieren. Ein Lebewesen, das Teil eines Musters war, konnte „gespürt“ und so räumlich gefunden werden, genau wie jedes andere Element des Musters. Obgleich, dachte Johnny, obgleich im Raum diese Fähigkeit auf harte Weise gelernt werden mußte.

Tomi besaß sie instinktiv und von Natur aus, offenbar als Teil seiner Viertenerationssinne. Aber er war zweifellos der einzige lebende Mensch, der über sie verfügte. Nur durch Hilfe eines Analogmusters konnte Johnny seinen Weg über dieses Straßennetz finden. Darum war Tomi so wichtig – und das Risiko, das ihn einschloß, so groß.

Aber nun war keine Zeit, an die Zukunft zu denken. Auf der Erde würde die Frist bald ablaufen, die die Seehauptleute durch ihr Gespräch mit Ebberly hoffentlich gewonnen hatten – die Frist, die ihm und Tomi die Mög-

lichkeit hatte geben sollen, sich mit den Raumschwimmern in Verbindung zu setzen. Er mußte sich mit diesem Schwimmer verständigen – jetzt oder nie!

„Tomi“, sagte er. „Ich spüre, daß dieser Schwimmer zu mir spricht, aber ich verstehe ihn nicht, und er versteht mich nicht. Kannst du für uns dolmetschen?“

Tomi blickte seinen Vater erstaunt an. „Du kannst ihn wirklich nicht verstehen? Er stellt die unmöglichsten Fragen. Er sagt ...“

„Halt!“ stoppte ihn Johnny. „Ich glaube nicht, daß ihm Zeit etwas bedeutet, uns jedoch sehr viel. Es bleibt uns nur noch wenig, ehe wir ins Schiff zurück müssen. Sag ihm, daß ich seine Fragen sehr gern ein andermal beantworte ...“

„Er wird dir alles beim nächstenmal erklären, Blauer Rat“, sagte Tomi, dem Schwimmer zugewandt. „Im Augenblick haben wir leider wenig Zeit.“

„Blauer Rat?“ fragte Johnny.

„So nennt er sich, weil er so alt und weise ist ...“

„Ist schon gut“, unterbrach ihn Johnny. „Ich möchte, daß du ihm sagst, was ich dir sage, und bitte ihn, dich nur wissen zu lassen, ob, was ich sage, stimmt. Nur das.“

„Mein Vater sagt dir etwas“, erklärte Tomi der gigantischen blauen Form neben ihnen. „Du antwortest ja oder nein.“ Er blickte Johnny auffordernd an.

„Ein unersetzliches Verständnis“, sagte Johnny langsam, „ist zu einem bestimmten Zeitpunkt des Wachstums im Leben eines Wesens erforderlich ...“ Er hielt inne, um Tomi die Worte für den Schwimmer wiederholen zu lassen. „Ein Verständnis von evolutionärer Ethik ...“

„Was ist ‚Ethik‘?“ fragte Tomi, als er über dieses Wort stolperte.

„Ein System von Regeln, moralische Regeln, um zu

wachsen und sich zu entwickeln.“

„... Dinge, die man wissen und tun muß, um auf richtige Weise zu wachsen, Blauer Rat“, übersetzte Tomi. „Sprich weiter, Vater. Der Blaue Rat sagte übrigens ja.“

„Diese Ethik umfaßt – sie muß sie haben, Tomi – drei Begriffe, drei Vorstellungen. Diese Vorstellungen müssen erreicht werden oder bekannt sein, ehe das erste Stadium der Entwicklung endet und das zweite beginnt.“ Er hielt an und nickte Tomi auffordernd zu.

„Diese Dinge muß man wissen“, sagte Tomi zu dem Raumschwimmer. „Sie bestehen aus drei Teilen. Man muß sie alle haben, um eine Sprosse höher zu kommen.“

„Diese Begriffe“, fuhr Johnny fort, „sind *Freiheit*, *Verantwortung* und *Arbeit* – vor allem *Arbeit!*“

Tomi übersetzte. Einen Augenblick danach schien er zu lauschen. Dann schüttelte er verwirrt den Kopf und wandte sich zu Johnny um.

„Er sagt ...“ Der Junge zögerte. „Ich kann es dir schon übersetzen, Vater, aber es ergibt nicht viel Sinn.“

„Sag es mir trotzdem.“

„Er sagt ...“ Tomi suchte nach Worten. „Es war dunkel zu Beginn, und die Dunkelheit fiel in das Licht der Straßen. Ein langes Fallen, und dann ein neues Licht im Innern, aber weiter als jeder Stern. Und eine große Furcht und Trauer um vergangene Zeit, doch dann eine Veränderung, und danach kein Fallen mehr. Aber ein langes Klettern zu dem neuen Licht, hinter das man nicht sehen kann, bis man hindurchtaucht – und fort ist.“ Er starrte seinen Vater an. „Ich verstehe es nicht.“

„Aber ich“, versicherte ihm Johnny. „Sag ihm, ich werde ihn wiedersehen. Und jetzt wird es Zeit. Wir müssen etwas Wichtiges auf unserem Weg zum Schiff und zur Erde mitnehmen – wenn du es für mich finden kannst.“



„Maytig?“ rief Johnny in den Sender des Raumschiffs, das sich bei Savannah Stand auf das Meer herabsenkte.

„Alles in Ordnung“, kam die Antwort im Delphinkode. Maytig oder einer der Seehauptleute hatten also einen der Minisender bei sich. „Wir sind immer noch im Gespräch mit den Landern.“

„Wo seid ihr?“

„Im oberen Stockwerk des Bahnhofgebäudes, in einem der Konferenzzimmer. Ansonsten ist der Bahnhof leer. Bist du schon unterwegs, Johnny?“

„Ich werde in fünfzehn Minuten bei euch sein.“ Johnny schaltete den Sender aus und blickte auf den Schirm, auf dem sich der Teil der Erdoberfläche abzeichnete, den sie von hier aus durch ein normales Fenster gesehen hätten.

Vierzehn Stunden waren vergangen, seit sie in den Raum geflogen waren. Als Johnny auf Savannah Stand und den Bahnhof durch das falsche Fenster hinunterschaute, sah er die beiden horizontalen Lichtbogen, die sich fast wie zu einem Kreis trafen. Einer war der der Suchlichter, zwanzig Kilometer lang um den Savannah-Komplex und das Gebiet um den Stand, der die Gruppierung der Landtruppen und Waffen in einem Kordon um diesen Teil der Küste anzeigte. Der andere Bogen war aus verstreuteren Lichtern, aber in einem bestimmten Muster, der sich mehrere Faden unter der Meeresoberfläche dahinzog und etwa die gleiche Küstenstrecke vom Ozean aus umgab. Das waren die Lichter der Kleinboote und Kleinheime der Streitmacht der See.

Diese beiden Bogen bildeten die zwei Hälften eines brennenden Lichtkreises, den der Seerand von Savannah

Stand in der Mitte trennte. Direkt in diesem Rand, in der Dunkelheit und Stille, befand sich das einzige erleuchtete Gebäude – der Bahnhof.

Das Raumschiff tauchte etwa achthundert Meter vor der Küste ins Meer. Mit einem Kleinboot fuhren Johnny und Tomi zum Stand. Dort stiegen sie die Ufertreppe hoch, gingen durchs Tor und nahmen die Rolltreppe zum Obergeschoß. Die Anwesenden im Konferenzzimmer bemerkten ihre Ankunft nicht. Ebberly, seine Barone, die Seehauptleute und Maytig befanden sich alle am Ende eines länglichen Raumes zwischen dem Korridor, durch den Johnny und Tomi gerade gekommen waren, und dem wandgroßen Fenster des Bahnhofs in diesem Stockwerk. Die Dunkelheit außerhalb des Fensters spiegelte die Deckenbeleuchtung des Zimmers wie eine Tafel aus poliertem Obsidian wider. Zwischen dem grellen Oberlicht, dem glänzenden Boden und der Schwärze des langen Fensters, wirkte das Zimmer wie die Arena für eine chirurgische Amputation in einem Duell mit dem Tod.

„Tomi“, sagte Johnny leise und hielt etwas außerhalb des Eingangs an. „Ich möchte, daß du Ebberly beobachtest. Warne mich, wenn du es für nötig hältst. Tust du das?“

Tomis Augen erwiderten seinen Blick ernst. Sie schienen aus dieser Nähe zu schimmern, denn beide umgab nicht die einfache Magnethülle, die sie im Meer benutzten, sondern die doppelte, wie sie sich im Raum bewährt hatte.

„Ich werde dich warnen“, versprach Tomi. Dann betraten sie das Zimmer.

Die Spannung im Raum war wie straffer Draht in seinem Weg. Johnny spürte es fast auf seiner Haut, als er durch das Zimmer schritt. Am hinteren Ende saßen Eb-

berly und die anderen Barone, einschließlich Mila Jhan an einer Seite eines langen Tisches. Ihnen gegenüber die Seegeborenen. Pat jedoch stand hinter Mila. Die Seehauptleute trugen Shorts, Magnethüllen, und Waffengürtel mit Haidolchen und Seitengewehren.

„... wir reden im Kreis“, sagte Eberly, aus dem eine innere, primitive Kraft zu strahlen schien, als Johnny und Tomi eintraten. „Ihr könnt nicht beweisen, daß eure Drohung sich auch wirklich wahrmachen läßt. Wir dagegen überließe[n] euch sogar eine Probe der Salmonellenmutation. Wenn wir sie in den Meeren aussetzen, wird sie alles infizieren – Fische, Plankton, Seetang, alles, das es übertragen kann und dabei nicht eingeht. Die Warmblütler im Meer werden es essen und daran sterben. Das ist eine beweisbare Tatsache. Was habt ihr dagegen aufzuweisen?“

„Wir sagten es Ihnen bereits“, erwiderte Maytig.

„Daß ihr das Land untergehen lassen könnt.“ Eberly lachte spöttisch. „Ich glaube es euch nicht. Eine Behauptung wie diese kann jeder aufstellen. Ihr wißt, daß Bakterien künstlich mutiert werden können – aber ich weiß nicht, daß man ganze Kontinente versenken kann. Weshalb sollte ich euch glauben?“

„Weil“, sagte Johnny und blieb etwa vier Meter vor Eberly stehen, „früher schon einige versunken sind.“

„Ah, da sind Sie ja!“ Eberly grinste wie ein Hai. „Ich habe auf Sie gewartet. Vielleicht können wir jetzt endlich vernünftig reden. Ich verlange, daß Ihre Leute innerhalb von sechsundachtzig Stunden an Land sind und mein Gruppenzeichen tragen. Das ist das Angebot, das ich Ihnen von Anfang an machte ...“

„Nein“, sagte Johnny hart.

„Seien Sie vernünftig.“ Eberly stützte sich auf seine

Ellbogen und spielte mit zwei Schreibstiften. „Sie können nicht in der See bleiben. Wir werden sie unbewohnbar machen.“

„Vorher sind Sie tot“, versicherte ihm Johnny ungehört. „Ich fürchte, Sie haben mich nicht richtig verstanden. Ich sagte, daß früher schon Kontinente versunken sind.“

Ebberly grinste. „Und wer war dafür verantwortlich?“

„Die Natur. Haben Sie schon einmal vom Feuerring gehört?“

„Nein“, brummte Ebberly. Er lehnte sich in seinen Sessel zurück, behielt jedoch die Stifte in seinen Händen. „Nie gehört.“

„Sie finden diese Bezeichnung in geologischen Werken. Es ist eine Linie vulkanischer Tätigkeit in und neben den Kontinenten, die an das tiefe Becken des Stillen Ozeans grenzen. Sie umringt das Becken und bedeckt ein Drittel des Globus. Ähnliche Ketten vulkanischer Tätigkeit gibt es auch anderswo. Sie stellen die Grenzlinien zwischen den einander entgegenwirkenden Kräften der Erdkruste im gegenwärtigen Stadium des Gleichgewichts dar.“

„Gleichgewicht?“ fragte Ebberly.

„Haben Sie schon einmal von der Tethyssee gehört?“

„Nein, auch davon nicht.“ Er legte die Spitzen der Schreibstifte aneinander auf den Tisch.

„Sie existierte vor dreißig bis fünfzig Millionen Jahren. Auch das finden Sie in den Geologiebüchern. Es gibt Illustrationen, wie sie ausgesehen haben muß.“

„Nicht mein Fach.“ Ebberly schob die Stifte in einem anderen Winkel zusammen.

„Die Tethyssee war im Grund genommen das weit über seine Grenzen gequollene Mittelmeer im Eozän. Sie

bedeckte große Teile Südeuropas, Nordafrikas und Kleinasiens. Sie reichte sogar bis Indien und Burma. In dieser gleichen erdgeschichtlichen Epoche gingen hier in Nordamerika Landteile an der Atlantik- und Pazifikküste unter, und der Golf von Mexiko flutete nordwärts bis Südillinois.“ Johnny drehte sich zu Maytig um. „Die Geologen an Land wissen das doch, nicht wahr?“

Sie nickte. Ihr Gesicht war so bleich wie Milas auf der anderen Tischseite, aber es war beherrscht.

„Sie wissen es seit etwa zweihundert Jahren. Sand und Mergel der Tethyssee sind immer noch dort zu finden, wo sie das Land bedeckt hat. Die Sedimente, die die Grenzen kennzeichnen, nennt man Flysch. Das Land weiß es. In Colorado und Wyoming gibt es andere Ablagerungen von der See, die diese Gegend während des Eozäns bedeckte.“

Johnny wandte sich wieder Eberly zu. „Von den Forschungen John Jolys, eines Geologen des zwanzigsten Jahrhunderts, ausgehend, fanden unsere Leute die Auslösepunkte. Sie nahmen Bohrungen im Meeresboden bis zur Tiefe der Mohorovicic-Diskontinuität vor und legten dort nukleare Ladungen. Wenn wir sie zünden, lösen wir den Untergang großer Teile der gegenwärtigen Kontinente aus.“

Er hielt inne. Eberly spielte, ohne auf ihn zu achten, weiter mit seinen Stiften.

„Verstehen Sie?“ rief Johnny. „Die Flut, die Erdbeben und was sie auslösen, würden Ihre Städte und vermutlich den größten Teil der Landbevölkerung vernichten. In der See brauchen wir uns nur in die Tiefe, fern von jedem Land, zurückzuziehen. Es wird natürlich zu Flutwellen und Seebeben kommen, aber sie würden uns nichts anhaben können. Danach würde sich in der Tiefsee kaum et-

was geändert haben, aber fast das ganze noch übriggebliebene Land wäre nach dem Rückgang der Flut längere Zeit unfruchtbar. Es würden gut tausend Jahre vergehen, ehe es so grün wie früher sein könnte. Wenn die Sprengungen erst einmal ausgelöst sind, können die Verschiebungen der Erdrinde nicht mehr aufgehalten werden.“

Ebberly blickte von seinen Schreibstiften auf und blinzelte zu Johnny hoch. „Kommen Sie doch näher. Ich kann Sie ja kaum sehen.“

Tatsächlich schien es irgendwie dunkler in dem Zimmer geworden zu sein, obgleich das Fenster noch schwarz von der Finsternis außerhalb war, und die Deckenlampen wie bisher brannten.

Der Boden war wie ein Schachbrett aus fußgroßen schwarzen und weißen Fliesen. Johnny hatte auf einer schwarzen Fliese gestanden, jetzt bewegte er sich einen halben Schritt und stellte sich auf eine weiße.

„Sie glauben mir nicht“, sagte er zu Ebberly.

„Nein“, knurrte Ebberly und blickte auf seine Stifte.

„Weil es für Sie keinen Unterschied macht, ob es stimmt oder nicht“, sagte Johnny hart.

Ebberlys Finger verkrampften sich um die Stifte. Er blickte zu Johnny hoch. Seine Augen waren von halbgeschlossenen, geschwollenen Lidern fast verdeckt.

„Eine seltsame Feststellung“, sagte er mit ungewöhnlicher Ruhe.

„Aber es stimmt, nicht wahr? Wenn es Ihnen nicht gelingt, das Seevolk so an Land zu bekommen, wie Sie es wollen, ist es Ihnen völlig egal, was aus dem Land wird.“

Ebberly grinste plötzlich wild. „Sprechen Sie weiter!“

„Das ist auch meine Absicht.“ Johnnys Blick wanderte den Tisch entlang. Einen Moment blieb er an Pat hängen, und er las die Frage in seinen Augen. Fast unmerklich

schüttelte Johnny den Kopf, dann sah er wieder Eberly an. „Sie sind ein großer Spieler im Spiel des Lebens, Eberly. Stuve war ein Genie – einer der großen Geister, die die menschliche Rasse vielleicht einmal in fünfhundert Jahren hervorbringt. Aber er hat Sie unterschätzt.“

„Genau wie Sie!“

„Nein“, erwiderte Johnny ruhig. „Es war mir klar, daß Sie mich nur benutzten, um Stuve für Sie aus dem Weg zu schaffen. Ich wußte von Anfang an, daß Sie Ihr Wort, das Seevolk in Frieden zu lassen, nicht halten würden.“

„Weshalb sind Sie dann doch zu Stuves Jagdsitz?“ fragte Eberly ungerührt.

„Weil Stuve aus dem Spiel genommen werden mußte. Und weil ich wollte, daß Sie etwas öffentlich klarstellen – nämlich, daß Ihr Wort, mit dem Sie immer so angeben, nichts gilt, daß es Ihnen überhaupt nichts bedeutete.“

„Doch, es bedeutete mir sehr wohl etwas“, sagte Eberly.

„Aber nicht genug. Nicht soviel wie das, hinter dem Sie wirklich her waren. Ich sagte, Stuve war ein Genie. Wie groß, wird die Welt in den kommenden Jahren noch herausfinden. Aber er war wie ein Bühnenzauberer unter Gorillas. Er unterschätzte Sie. Er hielt Sie für das, wofür Sie sich ausgaben.“

„Und warum auch nicht?“ fragte Eberly und hob wieder einmal die Stifte auf.

„Weil das die größte Täuschung an Ihnen war“, antwortete Johnny. „Sie stellten sich als den großen Mann hin, der alles hat – Reichtum, Macht. Sie hatten das Spiel des Lebens gewonnen. Sie waren der König der Burg, sozusagen, der höchste auf der ganzen Welt. Also konnten Sie es sich leisten, proklamierten Sie, altruistisch zu sein, denn Sie waren ja über alle Ambitionen hinausge-

wachsen. Nur stimmte das nicht.“

Ebberly spielte mit seinen Schreibstiften, seinen Blick auf sie gerichtet. Er antwortete nicht.

„Sie waren nicht zufrieden mit dem höchsten Platz in dieser Welt und dieser Zeit“, fuhr Johnny fort. „Sie wollten der Größte in der Geschichte sein – der Mann, der der Menschheit die Sterne erschloß. Um das zu erreichen, das wußten Sie, brauchten Sie das Seevolk, damit es den Weg für Sie fände. Es war Ihnen völlig gleichgültig, was es kosten würde, solange Sie uns nur bekämen.“

„Und das ist mir geglückt“, brummte Ebberly, ohne von den Stiften hochzublicken. „Ich bin bereit, die Salmonellenmutation einzusetzen. Und ob Sie nun diesen Feuerring haben oder nicht, spielt keine Rolle, denn Sie würden es nie fertigbringen, ihn zu zünden und so dreißig Milliarden Menschen zu töten.“ Jetzt blickte er auf und grinste spöttisch. „Sie sehen, ich verstehe euch Seegeborene, und ich werde der Mann sein, der den Weg zu den Sternen erschließt.“

„Nein“, erwiderte Johnny. „Zu spät. Er ist bereits erschlossen. Ich war dort draußen – ich und mein Sohn. Und wir haben Ihnen von dort etwas mitgebracht.“

Er warf einen verpackten Gegenstand auf den Tisch und hielt ein Ende des Stoffes fest, in den er gewickelt war. Er rollte auf Ebberly zu, und Johnny hielt die Verpackung in der Hand.

Was nun entblößt vor aller Augen lag, war die goldplattierte Alpha Centauri Sonde, mit der die Instrumente, die sie vom Sonnensystem aus überwacht hatten, vor acht Jahren die Verbindung verloren hatten.

Ebberlys Hand ruhte reglos auf den Stiften. Langsam senkte er den Blick auf den Tisch und starrte auf die goldene Form.



„Sie haben verloren, Ebberly“, erklärte Johnny. Plötzlich schien die Luft um ihn von einem tonlosen Singen erfüllt zu sein, wie von Saiten, die bis zum Reißen gespannt werden. „Aber nur, wenn Sie glauben, daß der Untergang der Erde die einzige Alternative zu Ihrem Traum ist. Eine große Zukunft wartet auf Sie, wie auf alle anderen, wenn Sie vom Rand des Armageddons eines See-Land-Krieges zurücktreten und bereit sind, sich einer neuen Zukunft anzupassen.“

Er beobachtete den Transportbaron. Für den Raumschwimmer, Blauer Rat, jenseits der Sterne, hatte er den Tanz des Lebens getanzt. Hier, auf der anderen Seite der Münze, begann ein Todestanz, dessen nur er sich bewußt war, und die Zukunft aller Menschen stand auf dem Spiel.

„Noch ist Zeit, Ebberly“, sagte Johnny. „Sie haben verloren. Aber wenn Sie über sich hinauswachsen und dieser Tatsache ins Auge sehen können – wenn Sie das fertigbringen, dann haben sowohl das Land als auch die See gewonnen.“

## 19.

„Verloren?“ murmelte Ebberly. Sein Gesicht war zu einer wilden Maske verzerrt. Die sommersprossige Haut hatte sich so straff über die schweren Knochen gespannt, daß sie sich wie bei einem Raubtier hervorhoben. In seinen Augen, die immer noch die goldglänzende Sonne fixierten, glitzerten winzige Pünktchen.

„Verloren?“ wiederholte er. „*Ich?*“

Er knirschte das zweite Wort, als müsse er es zu Pulver zermalmen. „Das ist *meine* Welt! Es war schon meine Welt, als ich das erstmal ihr Licht erblickte – ehe ihr etwas damit zu tun hattet. Und es ist meine Welt geblie-

ben! Die Menschen tanzen nach meiner Pfeife. Ihre Zukunft bestimme ich! Und wenn sie aufhört, *mir* zu hören, wird sie nicht mehr als eine tote, nutzlose Masse sein, die durch das All trudelt!“

Seine Augen hoben sich. Das Feuer des Wahnsinns brannte in ihnen.

„Sie und Ihr Sohn!“ Verächtlich spuckte er diese Worte aus. „Sie haben also einen Weg zu den Sternen gefunden? Einen Weg, der nicht mein Weg ist? Und viele möchten ihn beschreiten, eh? Sagen Sie mir – woher wollen Sie die Schiffe nehmen?“

„Wir brauchen keine Schiffe“, erklärte Johnny und erwiderte ruhig den wilden Blick. „Es ist der Weg, von dem die Menschheit seit Urbeginn der Zeit träumt. Fliegen – mit nichts als den Magnethüllen, um die Luft um uns zu halten –, fliegen zwischen den Sternen!“

„Ja“, knurrte Eberly. „Zwei von euch. *Zwei* von euch. Sie und Ihr Junge. Und wer führte den Weg – wer war dazu erforderlich? Nicht Sie allein – oder Sie hätten es schon lange geschafft. Ihr Sohn ist es – der Junge hier –, ohne den es nicht geht. Richtig, Joya? Also haben Sie noch gar keinen Weg zu den Sternen! Und mein eigener Weg zu ihnen wartet immer noch auf mich. Sie haben vielleicht einen Schlüssel zu den Sternen – aber das ist auch alles. Einen ungewöhnlichen Schlüssel zu einem ungewöhnlichen Ziel. Doch bis Sie nicht die Zeit haben, mehr Schlüssel wie Ihren Jungen heranzuziehen, gehören Ihnen auch die Sterne nicht! Und diese Zeit haben Sie nicht. Das stimmt doch, nicht wahr?“

„So wie Sie es sehen, ja“, erwiderte Johnny ruhig.

„Ohne Ihren Schlüssel gewinne ich also doch!“ brüllte Eberly. Er beugte sich vor. „Das ist für Ihren Schlüssel – genau wie ich es von Anfang an geplant habe ...“

Er warf beide Arme hoch, als ergebe er sich.

„Vater!“ schrie Tomi. „Paß auf!“

Einen Herzschlag lang hielt Eberly die Arme unbewegt in der Luft. Sein Blick schoß ungläubig von Tomi zu Johnny und wieder zurück. In diesem Sekundenbruchteil stieß Johnny den Jungen zur Seite und stellte sich selbst auf die Stelle, wo Tomi zuvor gestanden hatte, um so zwischen ihm und Eberly zu sein.

Im gleichen Augenblick überwand Eberly sein Erstaunen, und seine Prankenhände fielen auf die zwei Stifte herab. Von unter dem Tisch, genau in die Richtung, auf die die beiden Stifte deuteten, flossen zwei dünne Feuerzungen – die Positiv- und Negativbogen der wirkungsvollen Einheit, die selbst so starke Magnetschilde wie die von Stuves Festung sprengen konnten.

Wie zwei nadeldünne Pfeile vereinigten die zwei rotgelben Blitze sich auf der zusammengekauerten Gestalt Johnnys.

## 20.

In der plötzlichen Eruption dieser zwei Lichtströme wurde jegliche andere Energie im Zimmer kurzgeschlossen. Die Deckenlampen erloschen, die unnatürliche Schwärze des Fensters machte einem bleichen Dämmerhimmel Platz, der Eberlys verzerrtes Gesicht und die beiden zuckenden Blitze offenbarte. Diese beiden stießen an einem Punkt auf der äußeren Magnethülle um Johnny zusammen. Aber nicht mit dem beabsichtigten Erfolg. Als sie die Stelle erreichten, wo Tomis Brust sich zuvor befunden hatte, waren Johnnys Hände bereits hochgeschossen. Diese Hände waren wie die eines Ballfängers geöffnet, und die beiden zuckenden Energieströme ka-

men genau an einem Punkt in dem kombinierten Zentrum der Hände zusammen.

Hier schlugen die vereinten Ströme gegen den Außenschild der doppelten Magnethülle und drangen ein, um sich auszubreiten, sich zu entladen und die Hülle zu sprengen, denn dafür war diese Energiewaffe geschaffen. Aber indem sie durch die Außenhülle drangen und sich auszubreiten versuchten, fingen sie sich zwischen der äußeren und unberührten inneren Hülle.

Nur war zwischen den beiden Hüllen kein Raum für sie. So wie die normale Raumzeit nicht in die Raumstraßen eindringt, die die linearen Subkräfte des galaktischen Magnetfelds darstellen, so konnte sie nicht in den Subkraftinterraum zwischen den beiden Magnethüllen gelangen. Und da die Energieströme Raumzeitelemente waren, vermochten auch sie es nicht. Die Magnetfelder stießen alle Kräfte und jeden Druck im rechten Winkel zu ihrer Oberfläche ab. Und in Johnnys geöffneten Händen hatte die innere Magnethülle an dieser Stelle Verbindung zur Raumzeit außerhalb des Aufschlagpunkts der Energieströme auf der Außenhülle.

Die Oberflächen beider Felder waren völlig glatt, ohne Reibung, und hielten sich automatisch im Gleichgewicht. In Johnnys geöffneten Händen wirbelten sie eine über der anderen zu einer Form ähnlich eines Parabolspiegels zusammen, in dem die vereinten Energieströme sich fingen und zurückgeworfen wurden. Zurückgeworfen in einem einzelnen Strahl aus Johnnys geöffneten Händen direkt gegen Eberlys sommersprossige Stirn.

Eberly wurde durch die plötzlichen galvanischen Reflexe seiner Muskeln rückwärts in den Sessel gedrückt. Der Strahl erlosch, und der Transportbaron blieb reglos sitzen. Ein Schweigen klang in aller Ohren, wie das, das

durch die Bäume hallt, wenn einer der Ihren, eine riesige Eiche, gefällt zu Boden stürzt. Und die Anwesenden sahen einander an, bleich im Licht des neuen Tages und erstaunt, daß soviel Größe und Macht hatte gestürzt werden können.

„Kai...“, murmelte Wally Kutch fragend mit zitternder Stimme. Er hob unsicher eine der fetten Hände, als wolle er das sommersprossige Handgelenk neben sich auf dem Tisch berühren, doch dann unterließ er es.

Denn es bestand kein Zweifel. Auch wenn Eberly noch aufrecht saß, er war tot, und er sah aus, als hätte der Tod ihn in seinen Überlegungen überrascht.

Doch noch während sie ihn ungläubig anstarrten, schwand der Augenblick, in dem sich soviel getan hatte, daß er ihnen wie eine Ewigkeit vorgekommen war. Sie schienen jetzt zu erwachen, und die Zeit nahm wieder ihren normalen Lauf.

„Tomi ...“ Johnny drehte sich zu dem Jungen um. „Ist alles in Ordnung?“

„Ja, alles ...“, begann Tomi, und ein ununterdrückbares Gähnen verschluckte den Rest. Seine Augen waren rot und geschwollen vor Müdigkeit. Da erinnerte Johnny sich erst, daß der Junge sich seit Stunden nur mit Hilfe von Stimulanzien wachhielt.

„Wir haben es bald“, versicherte ihm Johnny. „Dann kehren wir in die See zurück.“

„Ja ...“, murmelte Tomi schläfrig.

„Er hat es gewußt!“

Johnny drehte sich zum Tisch um. Von Ed Poirä waren diese Worte gekommen. Die sonst so harten Züge verrieten fast so etwas wie Ehrfurcht.

„Ihr Junge wußte es!“ wiederholte Poirä. „Er warnte Sie, ehe Kai überhaupt etwas tat.“

„Ja“, erwiderte Johnny. „Im menschlichen Körper finden physiologische Veränderungen statt, ehe er eine Handlung ausführt – Vorbereitungen des Gehirns, der Nerven und Muskelzellen. Diese Veränderungen machen sich in den Signalen bemerkbar, die die Magnetfelder der Körperzellen aussenden. Tomi empfängt sie.“

Er kann sie lesen – deshalb ist er auch imstande, sich mit allen Meerestieren zu unterhalten – und den Raumschwimmern. Aber das steht hier nicht zur Debatte.“ Johnny widmete Poirra ein grimmiges Lächeln. „Ich bat Tomi – noch ehe wir ins Zimmer traten –, mich zu warnen, sobald Ebberly sich entschlossen hatte, einen von uns anzugreifen.“

Poirra starrte ihn an. Die Seehauptleute und Maytig hatten sich inzwischen um Johnny und den Jungen geschart, so daß die beiden Gruppen nur noch die Barriere des Tisches zwischen sich hatten. Im weiteren Schweigen, das Johnnys Erklärung folgte, seufzte Wally Kutch und griff in seine Tasche.

Er hatte bisher den immer noch aufrecht sitzenden, toten Ebberly angestarrt. Auch jetzt nahm er die Augen nicht von ihm, als er mit zitternder Hand ein überdimensionales Taschentuch hervorzerterte.

Vorsichtig legte er es über das Gesicht des Toten, daß fast der gesamte Kopf bedeckt war. Wieder seufzte er, dann sank er in seinem Sessel zusammen und verkrampfte die Hände, während seine Augen blicklos ins Leere starrten.

„Ja“, murmelte Poirra bitter. Genau wie die anderen, hatte er Kutch beobachtet. Jetzt wandte er sich Johnny zu. „Sie haben also gewonnen. Was geschieht nun mit uns? Wir sollen wohl zu Ihren Sklaven an Land werden – das ist doch das neue Spiel, nicht wahr?“

Johnny öffnete die Lippen, doch Maytig kam ihm zuvor.

„Nein“, antwortete sie und blickte fest in Poiras dunkle Augen. „Wir wollten nie etwas anderes als die See. Wir kehren nun in sie zurück. Und wenn Sie hier an Land uns in Frieden lassen, wird es Ihnen nicht einmal auffallen, daß wir die Welt mit Ihnen teilen. Unsere Evolution führt uns von Ihnen fort – und unser Weg ist nicht der Ihre ...“

„Nein“, unterbrach Johnny sie. „Nein, Maytig, nein.“  
Sie drehte sich zu ihm und starrte ihn an.

„Wir gehen keinen anderen Weg als das Land“, erklärte Johnny. „Deshalb hatten wir auch kein Recht, den Feuerring gegen die Menschen an Land auszulösen. Pat hatte recht. Land und See befinden sich nun an einem Bruchpunkt in der Evolution. Und sie haben diesen Punkt gemeinsam erreicht, nur daß vier Generationen eines Lebens in der See notwendige, uralte Sinne in uns wiedererweckt haben, die auf dem Land verkümmerten und in Vergessenheit gerieten.“

„Johnny!“ rief Pat mit strahlendem Gesicht. „Du weißt es ...? Du hast den Beweis gefunden, daß das Seevolk noch eins mit dem Land ist?“

Johnny nickte bedächtig.

„Beweis“, erwiderte er, „in Form diverser Antworten von einem der älteren Raumschwimmer. Er hat es durchgemacht – so wie alle Lebensformen es durchmachen, wenn sie lange genug existieren und sich weiterentwickeln.“

„Antworten?“ Poiras starrte Johnny ungläubig an. „Von einer Raumfledermaus?“

„Schwimmer!“ korrigierte Johnny. „Nennen Sie sie Schwimmer. Sie sind so zivilisiert wie wir Menschen in

vergleichbaren Zeitaltern, trotz der Tatsache, daß sie so verschieden von uns sind, wie eine Lebensform es nur sein kann, und der weiteren Tatsache, daß sie unsere Lebensweise genausowenig begreifen können wie wir ihre. Aber ich hatte Tomi als Dolmetscher bei mir, und so konnte ich die Antworten bekommen. Sie werden als Wolken lebenden Gases geboren. Und sie entwickeln sich zu denkenden Wesen über eine für uns unvorstellbare Zeitspanne hinweg. Aber jene, die sich so weit entwickelt haben, wissen über diesen ‚Bruchpunkt‘ Bescheid, an dem wir hier auf der Erde jetzt angelangt sind, denn sie erlebten ihn selbst.“

„Welchen Bruchpunkt?“ fragte Maytig. Johnny blickte sie an. Der Schock schwand aus ihrem Gesicht. Ihre Augen wurden lebhaft.

„Der Übergangspunkt zwischen den Stadien bewußter und unbewußter Evolution“, erwiderte er. „Es ist ein Übergang, den die Entwicklung einer evolutionistischen Ethik kennzeichnet.“ Sein Lächeln wirkte ein wenig schief, als er fortfuhr: „Deshalb wollten die älteren Raumschwimmer sich nicht mit den jungen oder mit Tomi unterhalten. Die jüngeren können beim besten Willen nicht verstehen, was die älteren beschäftigt, bis sie diese Ethik selbst entwickeln. Weil sie das von sich heraus und allein schaffen müssen, kann es nicht gelehrt werden. Aber wenn ein Geschöpf diese Ethik erst hat, beginnt es den Weg von seiner unbewußten zur bewußten evolutionären Entwicklung zu sehen.“

„Ethik?“ fragte Poirä. Und Wally Kutch hob den Kopf und blickte zum erstenmal seit Ebberlys Tod überhaupt auf. „Was ist diese Ethik?“ knurrte Poirä. „Was soll dieses Gerede über die Eigenkontrolle unserer Evolution? Ich habe nie davon gehört.“



„Dann haben Sie nie an den richtigen Orten die Ohren offengehalten, und auch nicht gelesen“, erwiderte Johnny. „Schon 1964 wiesen Männer wie Hudson Hoagland im *Science Magazine* auf die Möglichkeit hin, daß der Mensch seine Evolution selbst lenken und kontrollieren könne.“

Er hielt inne und blickte die Gesichter zu beiden Seiten des langen Tisches an. Die der Seehauptleute und Maytigs verrieten, daß sie zu verstehen begannen. Die Barone jedoch tappten offenbar noch völlig im dunkeln. Pat schien der einzige, der bereits genau begriff, was Johnny sich zu erklären bemühte.

„Ich verstehe nicht ... Ich verstehe nicht“, wimmerte Wally Kutch in der Stille, die so plötzlich eingesetzt hatte. „Ihr Junge fliegt also zwischen den Sternen herum? Wozu soll das gut sein? Und was geschieht in der Zwischenzeit mit uns hier? Was sollen wir tun? Kai ist tot ... Alle sind durcheinander. Ich weiß nicht ...“ Seine Stimme verlor sich in unverständlichem Gemurmel. Er verschränkte hilflos die Hände.

„Tomi wird noch eine längere Zeit nicht zwischen den Sternen umherstreifen“, erklärte Johnny. Er blickte auf den Jungen, der tatsächlich stehend eingeschlafen war.

„Nein?“ Nun schien Pat genauso verwirrt zu sein wie die anderen. „Aber was soll er denn dann, Johnny?“

Johnny blickte ihn ernst an. „Er wird an Land kommen, um hier zu leben. Genau wie der Rest unserer vierten Generation Seegeborener.“

21.

„Unsere Seekinder?“ Es klang fast wie ein Schmerzensschrei von Maytigs Lippen. „Nach allem, was wir getan

haben, um die See sicher zu machen, daß sie unbehindert aufwachsen können?“

„Mit Ausnahme von Tomi“, sagte Johnny, „dürfen sie alle noch ein oder zwei Jahre der Freiheit an der Oberfläche oder in den seichten Küstengewässern haben. Doch dann kommen sie an Land.“ Er blickte Maytig direkt und voll Verständnis an. „Keiner von uns, auch Tomi nicht, ist bereit für die Raumstraßen.“

„Aber Tomi ...“, protestierte Maytig.

„Die erwachsenen Schwimmer weigerten sich, mit ihm zu sprechen, als er allein war. Erinnerst du dich? Er kann sich ohne weiteres auf den Raumstraßen bewegen, aber er ist genausowenig erwachsen wie die jungen Raumschwimmer. Er muß erst die geistige Reife erreichen und die evolutionäre Ethik von sich aus entwickeln. Die alten Schwimmer wissen, daß sie nicht gelehrt werden kann, genausowenig wie man einem Maler oder Komponisten Kunst lehren kann. Jeder, der sie entwickelt, muß sie aus sich selbst herausholen – im Fall der Ethik bedeutet das, sich selbst und die Zukunft seiner Art zu verstehen und die Verantwortung dafür zu übernehmen.“

Er blickte von ihr zu Pat und zurück zu Maytig.

„Ihr versteht es doch, nicht wahr?“ fragte er. „O sicher, Tomi könnte dort hinaus und mit den jungen Schwimmern herumtollen, wie er es jetzt mit Baldur und Konquistador im Meer tut. Aber er gehört noch nicht wirklich hinaus. Er gehört einer Rasse an, die sich stetig aufwärts kämpfte und sich nicht treiben ließ, bis die Bürde der Zeit jeden einzeln und getrennt in die Zukunft drückte. Wenn Tomi sich so, wie er jetzt ist, hinaus auf die Raumstraßen begäbe, würde er nach einer Weile von selbst gelangweilt zur Erde zurückkehren. In seinem jetzigen

Stadium würde er dort draußen nichts zu tun finden.“

„Aber wenn er erwachsen ist, was dann?“ fragte Pat.  
„Welchen Unterschied würde es machen?“

„Kinder spielen“, erwiderte Johnny. „Erwachsene arbeiten. Das ist der Unterschied. Es gibt viel Arbeit dort draußen, aber nicht für Kinder. Die Straßen brauchen geistig reife Menschen.“

„Arbeit? Welche Art von Arbeit?“ erkundigte sich Pat.

„Welche Art von Arbeit ...“, echote Johnny. Mit diesen vier Worten kam die Erinnerung an jenen Sekundenbruchteil zurück, als er in seinem Bergheim Tomis Schulter berührt und seine lange geistige Suche geendet hatte. Und wieder sah er, was er damals gesehen hatte. Gewaltig, komplex, weit über das Begriffsvermögen hinaus, wie die Raumstraßen, erblickte er das Muster der Zeit und der Menschheit tief, tief in der Zukunft, bis sein Geist ihm nicht mehr folgen konnte.

„Die Arbeit von Göttern“, hörte er sich aus diesem unvorstellbaren Komplex des Musters rund um sich sagen. Und während er sprach, festigte sich das Muster für ihn. Mit einemmal war es ihm freigestellt, es zu betrachten oder sich davon zurückzuziehen. Und da wußte er, daß es ihm bleiben würde; daß es sich nicht auflösen würde, so wie der ursprüngliche Analog zu unzähligen Wahrscheinlichkeiten zerschellt war. Ja, von nun an würde es immer da sein, wenn er es sehen wollte, oder berühren oder sich wieder hineinbegeben.

Doch gleich darauf wurde ihm eines klar: daß er zu schnell voranging für die anderen; daß er versuchte, sie mitzunehmen jenseits der Tiefen und dem Druck des Verstehens, die sie gerade noch ertrugen. Seine eigenen Worte über die Arbeit von Göttern schallten noch in seinen Ohren, als sein Geist in den Raum zurückkehrte, den

er verlassen hatte.

„Götter?“ knurrte Poir. „Welche Art von Göttern?“

„Es gibt nur eine Art von Göttern – der Definition nach“, erwiderte Johnny unberührt. „Ein Wesen ohne Schranken seiner Macht. Und nur ein Gott kann ein solches Wesen sein, denn nur einem Gott kann man die göttliche Beherrschung zutrauen, diese Macht nicht zu mißbrauchen.“

Ein Seitenblick verriet ihm, daß zumindest Pat ihn verstand.

„Das ist das Gesetz der evolutionären Ethik“, fuhr Johnny fort. „Man muß diese Ethik erst anerkennen, ehe man die Macht ableiten kann, die sie gestattet. Man darf dabei die unbedingt erforderliche Selbstbeherrschung und Selbstdisziplin nicht außer acht lassen, will man sich nicht selbst der Möglichkeit berauben, die eine solche Selbstkontrolle der Evolution zu bieten hat. Kurz gesagt, man kann die Vorteile dieser Ethik nicht genießen, wenn man sie nicht anerkennt. Nur indem man sich in jeder Beziehung an sie hält, kommt man vorwärts, höher und immer höher, bis ...“ Er hielt inne, mahnte sich zur Vorsicht.

„Bis ...“, fragte Pat nach einer Sekunde. „Bis was?“

„Ich weiß es selbst nicht genau“, erwiderte Johnny ruhig. „Noch nicht. Ich weiß nur, daß über der obersten Sprosse der Evolutionsleiter etwas auf uns wartet – ein noch größerer Schritt, als der, der uns jetzt bevorsteht. Der Raumschwimmer, mit dem ich sprach, wußte es – er erwähnte es von sich aus ...“ *Leise, mehr zu sich als den anderen, zitierte er. „... und danach kein Fallen mehr. Aber ein langes Klettern zu dem neuen Licht, hinter das man nicht sehen kann, bis man hindurchtaucht – und fort ist!“*

Jetzt schwieg er. Niemand sprach. Selbst die Barone waren stumm, und das bleiche Licht des neuen Tages, das sie nun alle einhüllte, schien die Wahrheit seiner Worte in ihr Innerstes zu tragen, und ihre Gesichter kündeten davon.

„Aber was jetzt?“ fragte Pat schließlich.

„Jetzt kommt ein wirklicher Anfang“, erwiderte Johnny. „See und Land werden wieder zu einer menschlichen Gemeinschaft. Die Kinder der Zukunft sollen alle in der See geboren werden und ihre ersten Jahre in der Wiege des Ozeans verbringen. In den Meeren werden sie sich der Instinkte und Sinne bewußt, die die See in uns erweckt – und das auf der primitivsten Ebene, die für die Raumstraßen erforderlich ist. Im Wasser werden sie stark werden, ein wahres Glied dieser Welt, die sie die Kraft und Freiheit und Unabhängigkeit lehren wird und ihnen zu dem forschenden Geist verhilft – und das alles als selbstverständliches Geburtsrecht.“

Er unterbrach sich, denn das Bild formte sich vor seinem inneren Auge und rollte sich auf, während er sprach. So klar wie die Erinnerung an seine eigene Kindheit sah er den Ozean der Zukunft und die seichten Riffe und die Küstengewässer voll drängender, freier junger Schwimmer.

„Seht *ihr* es?“ fragte er die Seegeborenen.

„Ich glaube schon ...“, murmelte Maytig nachdenklich.

„Ich sehe es!“ sagte Pat fest. Seine Augen strahlten. Schon jetzt klang die Musik der kommenden Jahre in seinem Kopf. Ein Blashorn schallte über die bewegte Meeresoberfläche, und Trompeten antworteten von den Berggipfeln an Land, während weit über dem Himmel das erste Wispern von Violinsaiten die Kinder der

menschlichen Rasse zu sich rief, weiter, viel weiter, als selbst die Vorstellungskraft es vermochte.

„... wenn sie im Meer aufgewachsen sind, kommen sie an Land“, fuhr Johnny fort. „Das Land mit all seiner Geschichte und allem, was es sie lehren kann, ist so notwendig für sie wie die See. Dann schließlich, wenn See und Land gemeinsam sie zu dem Punkt ihrer Entwicklung geführt haben, wo sie sich selbst weiterentwickeln und von allein die evolutionäre Ethik erringen können, dann werden sie – einer nach dem anderen, die Sternstraßen beschreiten, wo ihre Arbeit wirklich beginnt.“ Die Bilder all der fernen Welten glühten in Johnny wie auch in Pat.

„Dort draußen“, sprach Johnny weiter, „werden sie nach den Geheimnissen des Universums suchen. Sie werden Wege von den Sternstraßen zu den Oberflächen anderer Welten finden. Sie werden Mittel erlangen, selbst die Herzen der Sterne zu passieren. Sie werden die Galaxis erforschen und werden weiterziehen zu den anderen Inseln des Universums. Sie werden ihren Weg machen. Denn das hier ist nur der Anfang. Diese Welt ist wie ein Ei, aus dem wir gerade erst geschlüpft sind – und alles andere wartet dort draußen auf uns.“

„Ich verstehe nicht, weshalb ...“, stammelte Wally Kutch. Er rang nicht mehr hilflos seine Hände, nun lagen sie zitternd vor ihm auf dem Tisch. Er starrte sie an, als wären sie selbständige, rebellische Kreaturen, die er nicht länger beherrschen konnte. „Warum sollten wir das tun? Weshalb die Erde verlassen? Was ist dort draußen, daß wir unser Zuhause aufgeben sollten?“

Wieder herrschte Stille im Zimmer. Nicht einmal Johnny antwortete sofort. Die Stimme des alten, dicken Mannes hatte einen fast pathetischen, weinerlichen

Klang, der sie alle berührte.

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Johnny ein zweitesmal. „Niemand weiß, was dort draußen ist. Aber wir werden gehen, um es herauszufinden. Wir werden uns auf den Weg machen, weil das in unserer Natur liegt – weil wir mehr wissen wollen.“

„Immer schon war es so“, sagte Pat und beugte sich zu dem zitternden alten Mann vor. „Schon der erste Mensch, der sicher in seinem Baum saß und die fernen Berge sah – nur verschwommene Formen waren es, und weit, weit entfernt von allen Bäumen, auf die man klettern konnte und auf denen man geschützt war –, wollte wissen, was es dort gab. Und er machte sich auf den Weg dorthin, weil etwas in seinem Innern ihn dazu trieb. Und uns geht es nicht anders.“

„So schnell wird die Welt sich in Ihrer Zeit nicht verändern“, sagte Johnny tröstend zu Wally Kutch. „Die Veränderungen betreffen Sie auch nicht, darüber sind Sie hinaus. Sie sind für die Jungen jeder Generation.“

Er richtete sich hoch auf und blickte herab zu Poirä und den anderen Baronen. Seine Stimme wurde durchdringend. „Was halten Sie davon, wenn wir uns alle in sechs Wochen wieder hier treffen? Das gibt uns Zeit, Land und See gleichermaßen auf die Veränderungen vorzubereiten. Danach können wir die Einzelheiten ausarbeiten. Wir können eine Regierung zu gleichen Teilen aus Landern und Seegeborenen zusammenstellen. Was meinen Sie dazu?“

„Einverstanden“, murmelte Poirä leicht benommen. Der Rest der Barone schwieg. Da Ebberly nun tot war, betrachteten sie offenbar in stillem Einverständnis Poirä als ihren neuen Führer.

„Also gut, dann kann es ja jetzt nach Hause gehen.“

Johnny schüttelte sanft Tomis Schulter. Der Junge blinzelte und richtete sich verwirrt von der Tischkante auf, gegen die er sich gelehnt hatte. „Tomi – Maytig – und ihr alle, wir wollen heim.“

Er schritt auf den Ausgang zu. Die anderen Seegebohrenen schlossen sich ihm an. Aus dem Augenwinkel sah er Pat hinter dem Tisch hervorkommen und sich ihnen anschließen – und Mila Jhan, die aus ihrem Sessel sprang und hinter Pat herlief.

Gemeinsam fuhren sie die Rolltreppe hinunter und gingen durch das leere Bahnhofsgebäude, das nun in das rosige Licht der Morgensonne getaucht war. Durch den Haupteingang schritten sie und vorbei an den Reihen von Flugzeugen zum Pier – den gleichen Weg, den Pat vor sechs Monaten genommen hatte.

„Die Kleinboote sind auf Automatik, zwei Faden tief und etwa hundert Meter seeeinwärts“, sagte Maytig, als sie am Pier stehenblieben. „Wir müssen hinaus schwimmen. Soll ich dir mit Tomi helfen?“

Johnny schüttelte den Kopf. Der Junge lehnte sich nun, da sie stehengeblieben waren, an ihn, und war schon wieder am Einschlafen. Johnny blickte lächelnd zu ihm hinunter.

„Ich schaffe es schon“, versicherte er Maytig. Die Seehauptleute zogen bereits die Gesichtsmasken ihrer Wasserlungen hoch und sprangen in die morgenhellen Wellen, die an den Rand des Piers schwemmten.

„Ich komme mit euch“, hörte Johnny plötzlich Milas Stimme hinter sich. Er und Maytig drehten sich um. Sie sahen Mila mit fest entschlossenem Gesicht zu Pat sprechen. „Ich kann zweihundert Meter schwimmen“, erklärte sie. „Und wenn nicht, wird es Zeit, daß ich es lerne.“

Pat schüttelte lächelnd den Kopf und hielt sie zurück,



als sie aus dem zweiten Schuh schlüpfen wollte. Den anderen hielt sie bereits in ihrer Rechten.

„Später“, sagte er. „Ich bringe dich später einmal in die See, wenn du es gern möchtest. Aber einstweilen bleiben wir doch beide besser an Land. Eine ganze Weile waren wir zwei die Verbindungsleute zwischen See und Land. Deshalb waren wir auch so nützlich. Daran sollten wir in der nächsten Zeit nichts ändern. Ich bin nur hierher mitgekommen, um ihnen nachzuwinken, sozusagen.“

Mila zögerte. Langsam schlüpfte sie wieder in ihren Schuh.

Pat drehte sich zu Johnny um. Sie sahen einander lange schweigend an, denn nach Art der Seegeborenen bedurfte es zwischen ihnen keiner Worte. Johnny spürte Maytig dicht neben sich. Ihre Schulter streifte warm gegen die Haut seines rechten Oberarms. Tomi lehnte schwer gegen seine andere Seite. Zum erstenmal fühlten alle noch auf dem Pier sich frei und geborgen in der Wärme der Zuneigung, die sie füreinander empfanden.

Vogelschreie schrillten über ihnen. Sie blickten hoch zu einem Schwarm Schwäne – die einmal schon fast dem Aussterben nahe gewesen waren, doch nun wieder an Zahl wuchsen –, die nun nordwärts mit dem Frühling zogen. Anmutig wie ein weißer Traum flogen sie über ihnen dahin. Die vier Erwachsenen senkten die Augen wieder und blickten einander an.

„Na, Pat ...“ Johnny lächelte. „Wir haben es miteinander durchgestanden. Und“, er nahm Maytigs Hand in seine, „besser, als ich selbst es zu hoffen wagte. Wir haben ein volles Leben vor uns – und ein sehr interessantes, vielversprechendes.“

„Ja.“ Auch Pat lächelte, aber es wirkte ein ganz klein wenig traurig. Das pfeifende Schreien der Schwäne war

tiefer als in die anderen in ihn gedrungen. Es echote zu einer neuen Note – der einsamen Zwielflichtnote eines Stierhorns an den Lippen eines prähistorischen, in Fellen gehüllten Hirten, der von einem Berg am Ende eines Tages durch die Schatten hinunter ins Tal bläst.

„Aber es sind viele Jahrhunderte, die wir hinter uns zurücklassen“, murmelte er. „Die ganze Vergangenheit, die auf einem Baum begann, oder in einer Berghöhle vor ein paar hunderttausend Jahren. Nun stehen wir hier am Ende der Menschheitsgeschichte auf der Erde.“

„Nein“, versicherte ihm Johnny. „Nur am Ende der alten Geschichte. Die neue fängt gerade erst an.“

„Ja, wahrscheinlich.“ Pat nickte. „Aber da ich ein Mensch bin, hätte ich gern beides – ich möchte die alte behalten und die neue dazu bekommen.“

„Wer weiß?“ Wieder lächelte Johnny. „Vielleicht, in weiteren Hunderttausenden von Jahren haben wir beides. Aber jetzt wartet die Zukunft auf uns.“

Er winkte Pat und Mila noch einmal zu, ehe er sich zum Wasser umdrehte. Die Seehauptleute waren bereits alle verschwunden. Er zog die Gesichtsmaske über Tomis Mund und Nase, dann schlüpfte er in seine eigene. Er rüttelte den Jungen wach, und sprang in die Wellen vor dem Pier. Tomi und Maytig folgten ihm.

Die Spur der Luftblasen ihrer Masken verlor sich südostwärts über dem endlosen Seehorizont des strahlend-blauen Morgenhimmels. Immer höher stieg die wärmende Sonne. Während Pat und Mila ihnen noch nachsahen, eilten die drei Spuren ihrem Schein entgegen – bis sie sich in Lichtblasen verwandelten und sich im näherkommenden Tag verloren, der jetzt See und Himmel mit seinem unlöschbaren Glanz erfüllte.

*Hört mein Geist in seinen Erdenfesseln  
den Ruf aus jenen Himmelsfernen,  
wo die Raumschwimmer sich tummeln  
auf den Straßen zwischen den Sternen.*

*Ich hörte sie und hör' sie noch,  
für die die Zeit nur Staub im Wind.  
Die Ketten hab' ich abgestreift,  
die Reise an das Licht beginnt.*

*LIED DER SCHWIMMER – Aus der Kantate der  
Viertgeneration, von Patrick Joya.*

ENDE

*Bitte beachten Sie die Vorschau auf der nächsten Seite.*

Als TERRA-Taschenbuch Band 308 erscheint:

## **Die Türme von Toron**

SF-Roman von Samuel R. Delany

Krieg gegen Unbekannt

Jahrhunderte nach der kosmischen Katastrophe des Großen Feuers, das weite Gebiete der Erde unbewohnbar machte, ist mit dem Reich von Toromon eine neue Zivilisation entstanden, die keinen Vergleich mit früheren irdischen Zivilisationen zu scheuen braucht.

Doch als ein unbekannter Gegner in die Geschicke der Menschen eingreift, beginnt das Chaos in Toromon. Ein gespenstischer Krieg entbrennt, der Tag für Tag seine Opfer fordert.

Nach SKLAVEN DER FLAMME (TERRA-Taschenbuch 306) legen wir hiermit den 2. Roman der Toron-Trilogie des Autors vor. Der Abschlußband erscheint als Nr. 310 in der Reihe der TERRA-Taschenbücher.

Die TERRA-Taschenbücher erscheinen vierwöchentlich und sind überall im Zeitschriften- und Bahnhofsbuchhandel erhältlich.